Hedingen 2006

Kulturhistorische Wanderungen
Teil 1

Umschlag

am Waldrand Lettenhau, Wanderung des Gemeindevereins Hedingen unter der Leitung von Jack Stähli, April 2004

Impressum

Herausgeber
Gemeindeverein Hedingen

Vorstand
Karl Freund, Barbara Grässli, Jürg Hugi, Martin Kehrer (Präsident), Gustav Rais, Thomas Strobel

Homepage
www.ForumS9.ch/gvhedingen

E-Mail
gemeindeverein.hedingen@bluewin.ch

Produktion
Albis-Offsetdruck, Markus Böni, 8908 Hedingen

Die Druckkosten wurden von der Gemeinde Hedingen übernommen.

Hedingen
2006

Kulturhistorische Wanderungen
Teil 1

Gemeindeverein Hedingen

Inhalt

		Seite
Impressum		Vordere Umschlagseite
Vorwort	Martin Kehrer	3
Entwicklungsgeschichte der Bäume	Jack Stähli	5
Der Baum, Mythos und Symbolik	Jack Stähli	9
Zur Kulturgeschichte des Waldes	Jack Stähli	16
Aktuelle Waldprobleme	Thomas Strobel	23
Der Hedinger Wald	Anton Spillmann	28
Die Geschichte der Jagd	Hans Lang	33
Bienen	Jack Stähli	41
Grenzen	Yvan Chopard	54
Historische Wege und Strassen	Karl Freund	64
Seite des Gemeindepräsidenten	Ernst Jud	72
Erwachsene, Jahrgänge 1986 und 1987		73
Chronik 2004	Walter Wiederkehr Karl Freund	74
Chronik 2005	Walter Wiederkehr Karl Freund	77
Dorfplan		Hintere Umschlagseite

Vorwort

Martin Kehrer

Liebe Hedingerinnen, liebe Hedinger

Der Gemeindeverein Hedingen freut sich, Ihnen im üblichen Rhythmus von zwei Jahren wieder ein interessantes Gemeindebüchlein schenken zu können. Dank der Übernahme der Druckkosten durch die Politische Gemeinde Hedingen und der unentgeltlichen Mitarbeit der verschiedenen Autoren ist es uns möglich, erneut Informationen zur näheren Umgebung liefern zu können. Wir hoffen, dass mit der Reihe der Gemeindebüchlein viel Wissenswertes zu unserer Gemeinde erhalten bleibt und wachsame Spaziergängerinnen und Spaziergänger auf interessante Details hingewiesen werden. In den beiden Büchlein 2006 und 2008 wird eine Auswahl von Themen zusammengefasst, die an den jährlichen Wanderungen mit Jack Stähli seit 1992 behandelt wurden.

Jack Stähli

Jack Stähli ist auf der Buchenegg aufgewachsen und ging nach der Primarschule bei Wind und Wetter nach Hedingen in die Sekundarschule. Vor seiner Ausbildung zum Primarlehrer arbeitete er als Förster in der Eidgenössischen Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (WSL) in Birmensdorf. Viele Hedinger Schülerinnen und Schüler lernten ihn als lebhaften und engagierten Lehrer kennen. Es war ihm immer ein wichtiges Ziel, seinen Schülerinnen und Schülern neben dem üblichen Schulwissen Naturkenntnisse zu vermitteln. Er erklärte die Gestaltungskräfte der Natur und wies auf deren Veränderungen oder das lohnende Bewahren von Unberührtem hin. Auf Wanderungen in der nahen Umgebung lassen sich mit seinen Informationen und genauen Beobachtungen erstaunliche Zusammenhänge erkennen. Auch kulturhistorische Aspekte wie Siedlungsformen, Baustile, Schulentwicklung, Arbeitsverhältnisse, Werkzeuge, Industrieentwicklung und vieles mehr wurden behandelt.

Nach der Pensionierung von Jack Stähli regte der Gemeindeverein Hedingen an, jährliche Frühlingswanderungen mit wechselnden Wanderrouten und Schwerpunktthemen zu planen. Der Gemeindeverein (Martin Kehrer) war jeweils für die Organisation und Jack Stähli für den Inhalt verantwortlich. Er schlug die Themen für die Wanderungen vor und vermittelte mit seinen launigen Referaten interessante Informationen. Es war für ihn ein Leichtes, mit seinem enormen naturkundlichen und historischen Wissen die Teilnehmenden zu fesseln. Seine lustigen Anekdoten und Geschichten sorgten immer wieder für fröhliche Stimmung.

Das umfangreiche Wissen mussten wir aus Platzgründen auf zwei Gemeindebüchlein aufteilen. Im nächsten Büchlein 2008 werden einzelne spezielle Objekte unserer Umgebung näher beschrieben und erklärt, während in diesem Büchlein eher allgemeines Wissen behandelt wird.

Wir freuen uns, wenn Sie das Büchlein mit Interesse lesen.

Weitere Autoren und Mitwirkende:

Yvan Chopard, geb. 1965, aufgewachsen in Neuenburg, Studium als Vermessungsingenieur an der ETH Zürich, patentierter Ingenieur-Geometer. Seit 1996 in Hedingen wohnhaft und beim Ingenieurbüro gpw in Affoltern a. A. als Geometer für verschiedene Ämtler Gemeinden tätig. Verheiratet, 2 schulpflichtige Töchter.

(Unterstützung beim Verfassen des Textbeitrages durch Alt-Geometer Klaus Leckebusch.)

Karl Freund, geb. 1937, aufgewachsen in Hausen und Mettmenstetten, seit 1966 in Hedingen, Bürger von Hedingen, drei volljährige Söhne, 1963–1999 (Pensionierung) Gemeindeschreiber in Hedingen. Beschäftigungen: Familie, sportliche Betätigungen, Aufenthalt in der Natur, Lesen, Reisen, Gemeindeverein, Informatik.

Hans Lang, geb. 1940, von Hitzkirch LU, in Wettswil, Banklehre und Eidg. dipl. Buchhalter/Immobilientreuhänder. Vor der Pensionierung langjähriger Geschäftsführer eines Immobilienanlagefonds. Obmann der Jagdgesellschaft Bonstetten/Hedingen und des Jagdbezirkes Amt. Mitglied der Jagdkommission des Kantons Zürich. Die Jagd ist beim Autor «angewölft», das heisst, bereits die Vorfahren haben leidenschaftlich und mit Hingabe gejagt.

Anton Spillmann, geb. 1942, ist ein Ureinwohner von Hedingen, wie sein Stammbaum, der bis 1628 zurückreicht, eindrücklich belegt. Er ist gelernter Landwirt und seit 1964 ausgebildeter Förster. Nebst der Landwirtschaft betreut er das 200 ha umfassende Waldgebiet der Gemeinde Hedingen mit einem 40%-Pensum.

(Bild LeNeff, Forum für Fotografie, Hedingen)

Thomas Strobel, geb. 1945, aufgewachsen in Freienbach SZ, verheiratet mit Erika Strobel-Knutti, 2 erwachsene Kinder. Ausbildung: Dipl. Forstingenieur ETH, seit 1971 an der Eidg. Forschungsanstalt WSL Birmensdorf als wissenschaftlicher Mitarbeiter tätig (Standortkunde, forstliche Hydrologie, Schweiz. Landesforstinventar). In Hedingen an der Oberdorfstrasse wohnhaft seit 1985. Einige Jahre Mitwirkung in der Naturschutzkommission der Gemeinde Hedingen. Heute im Vorstand des Gemeindevereins und aktiver Sänger (Bass) im Gesangverein.

Der Vorstand des Gemeindevereins Hedingen: (von links) Jürg Hugi, Karl Freund, Gustav Rais, Barbara Grässli, Martin Kehrer (Präsident), Thomas Strobel

Entwicklungsgeschichte der Bäume

Jack Stähli

Die Entwicklungsgeschichte des Baumes umfasst einige hundert Millionen Jahre. Sie ist durch Funde belegt im «Urkundenbuch» der Natur mit Versteinerungen (Fossilien), Blütenpollen und Samen in Gesteinsschichten.

Die ersten Pflanzen, die das Wasser «verliessen» und das Land besiedelten, waren vermutlich die Algen. Sie entwickelten im Laufe von Jahrtausenden ein tragfähiges Stützgewebe und eine kräftige Schutzschicht (Haut), die das Wasser in der Pflanze zurückhielt. Für die Atmung (Austausch von Sauerstoff und Kohlensäure) entstanden Poren in der Schutzschicht. Diese Vorfahren der Bäume waren «nackte Pflanzen» (Psilophyten). Sie hatten einen stacheligen Stamm, blattlose Äste und bildeten herabhängende Sporenbehälter an den Zweigen. Sie erreichten eine Höhe von 30 cm bis 100 cm und waren damit die höchsten der damals lebenden Pflanzen.

Im Laufe vieler Generationen bildeten einige Pflanzen ein holziges Gewebe, zum Beispiel der Gilboabaum, eine primitive Holzpflanze, die ca. 12 m hoch wurde. Er hatte lange farnähnliche Blätter und vermehrte sich durch Sporen (ungeschlechtliche Vermehrung). In einer späteren Phase der Sporenbildung wurde ein zweigeschlechtliches Stadium eingeleitet. So wurde auch eine Mischung von Erbeigenschaften möglich, die bei den Nachkommen stets neue Kombinationen und Individuen hervorbrachte. In dem sich männliche und weibliche Eigenschaften unterschiedlich mischten, war eine Entwicklung und Anpassung an Umweltbedingungen möglich.

Es entwickelten sich höhere Pflanzen mit geschlechtlicher Vermehrung und Samenbildung (einem Pflanzenembryo, dem ein Nahrungsvorrat beigegeben war): Ein gewaltiger Fortschritt für die Arterhaltung und Weiterentwicklung! Zu den ersten Bäumen, die statt Sporen Samen ausbildeten, gehören die Ahnen der Nadelbäume, die Zapfenträger. Als Blüten bilden sie Kätzchen und sind Windblütler. In rauerem Klima sind sie gegenüber den Laubbäumen im Vorteil, ansonsten zeigten sich die Laubbäume den Nadelbäumen überlegen. Sie besitzen ein leistungsfähigeres Wasserverteilungssystem und sind Blütenbäume mit vielfältiger Insektenbestäubung. Früchte, Beeren und Nüsse sind ein Endprodukt der Blüten, welche via Nahrungskette der Tiere zur Verbreitung der Samen dienen.

Lange bevor sich die uns bekannten Nadelhölzer und Laubbäume entwickelt hatten, besiedelten Ginkgos die Wälder der gemässigten Zone. Der Ginkgo ist ein «lebendes Fossil», denn in Versteinerungen aus der erdgeschichtlichen Vergangenheit findet man Blattabdrücke in unveränderter Form zum heutigen Blatt. Eine einmalige Erscheinung!

Das Klima ist ein wesentlicher Faktor für das Vorkommen und Wachstum bestimmter Baumarten. Ausgedehnte Waldgebiete ihrerseits haben auch einen bedeutenden Einfluss auf das Klima. Alle Bäume und selbst Hecken sind Glieder im grossen Wasser- und Sauerstoffkreislauf der Natur. Für den Weiterbestand des Lebens auf unserem Planeten sind wir auf diese Pflanzen angewiesen!

Es gibt Pflanzen, die scheinen aus der Art zu schlagen:

- *Lärchen* sind keine typischen Nadelbäume. Sie werfen im Herbst, im Gegensatz zu den übrigen Nadelbäumen, die goldgelb verfärbten Nadeln ab.
- *Wacholderarten* haben ein Blattwerk, das sehr wenig nadelähnlich ist und dennoch sind sie Nadelholzpflanzen (Koniferen). Sie bilden Zapfenbeeren und Scheinbeeren wie die Eiben.
- *Stechpalmen* sind immergrün. Ihre Beeren verraten, dass sie Blütenpflanzen sind.

Psilophyton war kein Baum, stand aber aufrecht.

Der Gilboabaum, so benannt nach dem Fundort der Versteinerung, gehört zu den ersten Pflanzen, die man als Baum bezeichnen kann.

Die Cortaitesarten sind für die Entwicklungsgeschichte der Bäume von grosser Bedeutung, weil sie zu den ersten Bäumen gehörten, die statt Sporen Samen ausbildeten.

Versteinerter Abdruck eines Ginkgoblattes vor Millionen von Jahren.

Blätter eines Ginkgobaumes heute.

(Bilder aus «Natur erleben – Natur verstehen»)

- *Nadelbäume* haben geschuppte Kätzchen.
- *Weiden und Pappeln* dagegen bilden Kätzchen als dichte Ähre aus Blüten, die auf die wichtigsten Fortpflanzungsorgane zurückgebildet sind. Es fehlen Blüten- und Kelchblätter.

Ginkgo, Ernst Schweizer AG
(Bild Martin Kehrer)

Lärche, Gehrstrasse
(Bild Martin Kehrer)

Bambus und Palmen sind Sonderlinge:

- Der *Bambus* treibt schnellwachsende Sprosse aus unterirdischen Wurzelstöcken, den sogenannten Rhizomen. Bambusgewächse blühen sehr selten, einige Arten nur alle 20 Jahre. Eine Art in Japan (Madake) blühte zuletzt 1853!
- *Palmen* werden zu den Bäumen gerechnet, doch fehlen ihnen meist Verzweigungen. Sie haben aber wie der Bambus nur einen Wachstumspunkt, eine einzige Knospe im Zentrum der Krone. Palmen haben weder Borke noch Jahrringe, dafür Narben der abgestorbenen Wedel. Die Palme ist ein Allzweckbaum und in den tropischen Gebieten einer der nützlichsten Bäume der Welt (Bau- und Nährstoffe).

Literatur

«Natur erleben – Natur verstehen» (Verlag «Das Beste»)

Stechpalme, Bahnhofunterführung
(Bild Martin Kehrer)

Palme, Mallorca
(Bild Martin Kehrer)

Der Baum, Mythos und Symbolik

Jack Stähli

Zu den ersten Umwelterfahrungen eines heranwachsenden Menschen gehört der Baum. Er erscheint ihm als etwas Grosses, Erhabenes, Beeindruckendes und dient ihm als Schattenspender, Spielplatz, als Regendach und Schutz. Menschen sitzen und liegen gerne unter Bäumen, Eltern stellen noch immer häufig ihre Säuglinge in Kinderwagen unter die grünen Dächer – faszinierend und staunend verfolgen die Kinderaugen die Bewegungen der Blätter und lauschen dem Säuseln des Windes. Sie fühlen sich geborgen und beruhigt und schlafen darob oft friedlich ein.

Wie ich das erste Mal als kleiner Knirps unter dem Üetlibergturm stand, kam mir sofort unsere grosse Wettertanne zu Hause in den Sinn – nun konnte ich endlich in die Höhe klettern und oben Ausschau halten wie die Raben auf der Spitze der prächtigen Tanne daheim, drüben am Bach. Auf dem Turm war mir dann allerdings mulmig zu Mute, und es war gar nicht so schön oder lustig. Fortan schaute ich mit Respekt zur grossen Tanne, beneidete die Raben nicht mehr und war heilfroh, Boden unter den Füssen zu haben!

Der Baum hat Stärke, Lebens- und Symbolkraft, ist mit seinen Früchten Ernährer und in brotsauren Zeiten (Hungersnöten) Lebensretter, also viel mehr als nur Holzlieferant. Seit Urzeiten ist das Schicksal des Menschen durch ein starkes Band mit dem der Bäume und der übrigen Natur verknüpft. Der moderne Mensch hat sich im Laufe der Entwicklung von Jahrtausenden aus dieser innigen Verbindung gelöst.

In alten Religionen begegnet man fast ausnahmslos Kulten[1], in deren Mittelpunkt als heilig betrachtete Bäume stehen (als Wohnung der Gottheiten, Geister und von Mächten). Es entstehen Mythen (Mythos[2]): Geschichten und Erzählungen über die Vorzeit mit ihren Helden, Göttern, Geistern, Dämonen. Im frühen Volksglauben und Volksbrauch findet man eine lebendige Vorstellung von Wald-, Feld- und Hausgeistern und der Bedeutung des Baumes aufgrund von Erfahrungen mit ihm.

Dies gilt auch noch heute: Wer kennt ihn nicht, den Baum in Sagen und Märchen, in Legenden und Gleichnissen, als Wohnsitz der Elfen, Feen, Nixen, Kobolde, Toggeli, Zwerge, Trolle, Gnomen, Zauberer und Hexen, Wild-, Erdmännli und Lohjungfern (Loh = Wald), Schratten, Gespenster und ihrer geheimnisvollen und rätselhaften Welt. «Du wirst mehr in den Wäldern finden als in den Büchern. Die Bäume und Steine werden dich Dinge lehren, die dir kein Mensch sagen wird», notierte der heilige Bernhard von Clairvaux[3]. Erich Kästner schreibt in einem Gedicht: «Die Seele wird vom Pflastertreten krumm. Mit Bäumen kann man wie mit Brüdern reden und tauscht bei ihnen seine Seele um. Die Wälder schweigen. Doch sie sind nicht stumm. Und wer auch kommen mag, sie trösten jeden.» Und Kahil Gibran[4] sagt:«Bäume sind Gedichte, die die Erde in den Himmel schreibt.»

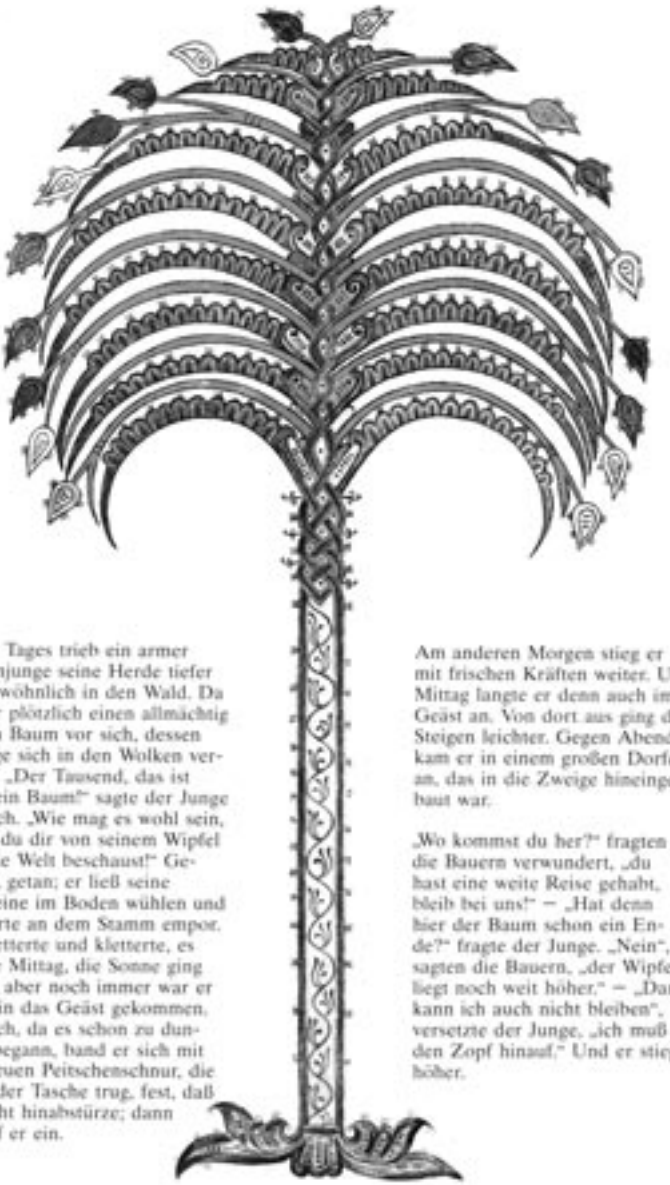
---

[1] Kult: Gesamtheit aller Formen des gemeinschaftlichen Umgangs des Menschen mit übermenschlichen Mächten und Kräften in Worten und Handlungen – Rituale (Abläufe) – im Mittelpunkt (Priester, Eingeweihte) des Kults stehen Beschwörungen, Opfer und Orgien, Mysterien (unergründliche Geheimnisse, Gottheiten).

[2] Mythos: Überlieferte, erdichtete Erzählung eines Volkes über die Weltschöpfung. Sagen über Götter, Helden und Lebensschicksale. Glauben, einer Welterklärung der Frühstufe der Völker. Legendäre, glorifizierte Person oder Sache.

[3] Bernhard von Clairvaux: Heiliger; Abt und Kirchenlehrer, geboren um 1090 in Fontaines-les-Dijon, gestorben am 20. August 1153 in Clairvaux (Frankreich).

[4] Kahil (auch Kahlil) Gibran: libanesischer Schriftsteller, geboren in Bscharri am 6. Dezember 1883, gestorben am 10. April 1931 in New York.



Eines Tages trieb ein armer Hirtenjunge seine Herde tiefer als gewöhnlich in den Wald. Da sah er plötzlich einen allmächtig hohen Baum vor sich, dessen Zweige sich in den Wolken verloren. „Der Tausend, das ist aber ein Baum!" sagte der Junge bei sich. „Wie mag es wohl sein, wenn du dir von seinem Wipfel aus die Welt beschaust!" Gedacht, getan; er ließ seine Schweine im Boden wühlen und kletterte an dem Stamm empor. Er kletterte und kletterte, es wurde Mittag, die Sonne ging unter, aber noch immer war er nicht in das Geäst gekommen. Endlich, da es schon zu dunkeln begann, band er sich mit der neuen Peitschenschnur, die er in der Tasche trug, fest, daß er nicht hinabstürze; dann schlief er ein.

Am anderen Morgen stieg er mit frischen Kräften weiter. Um Mittag langte er denn auch im Geäst an. Von dort aus ging das Steigen leichter. Gegen Abend kam er in einem großen Dorfe an, das in die Zweige hineingebaut war.

„Wo kommst du her?" fragten die Bauern verwundert, „du hast eine weite Reise gehabt, bleib bei uns!" – „Hat denn hier der Baum schon ein Ende?" fragte der Junge. „Nein", sagten die Bauern, „der Wipfel liegt noch weit höher." – „Dann kann ich auch nicht bleiben", versetzte der Junge, „ich muß in den Zopf hinauf." Und er stieg höher.

Märchenbaum (Bild und Originaltext Religionsbuch für das vierte Schuljahr)

Weniger bekannt ist der Weltenbaum (der kosmische Baum), als Achse des Universums – ein Baum von der Unterwelt bis in den Himmel, Schoss der göttlichen Welt ewiger Wesenseinheiten, Urquell aller Kräfte, ein Kommen und Gehen der Seelen und Geister. Der Mensch sieht im Weltenbaum seinen Ursprung mit aller Kreatur und Vegetation sowie einen ewigen Bestand und Unsterblichkeit. Er erklärt so im Zusammenhang mit vielen Mythen die Struktur des Universums und den Platz, den der Mensch darin einnehmen soll, und zwar unabhängig, ob im Osten oder Westen auf der Welt.

Heute hat der Mensch viele solcher Erklärungssysteme, hat sie konstruiert, um im Lebenschaos Antworten, einen roten Faden und Lebenshilfen zu finden auf Sein- und Sinnfragen. Auch die Psychologie, Psychiatrie, Astrologie, verschiedene Religionen und Sekten bieten solche Systeme an:

- Der Baum offenbart Weisheit, Ideenkräfte, Leben, Wachstum, Versorgung.
- In Indien, zu Füssen des heiligen Baumes, erlangte Buddha die Erleuchtung.
- In China wird das Holz als fünftes Element betrachtet und den andern Elementen Metall, Erde, Feuer und Wasser gleichgestellt.
- Der Mensch hat mit dem Baum, seinem Beschützer und Ernährer, lange in so enger Symbiose gelebt, dass es schien, als verdanke er ihm sein Dasein. Er glaubte, der Baum sei der Ursprung der Welt.
- Der Baum ist stets mehr als ein Kultobjekt. Hinter dem Wort Baum verbirgt sich geistiges Wesen. In vielen Geschichten sprechen die Bäume sogar. In der germanischen Mythologie ist die Riesenesche Yggdrasil der Weltenbaum, Achse und Stütze der Welt – mit dem Regenbogen als Brücke von der Ober- zur Unterwelt. Aus den Quellen der unterirdischen Wasser wird alles Leben geboren, entspringt Wissen und Weisheit.
- Der Baum in der Bibel berichtet in einer Vielfalt von Geschichten symbolhaft von den Verstrickungen in unserem Leben. Er steht aber auch für Stärkendes, Standhaftes, Rettendes. Neben dem Öl- und Feigenbaum gehört auch der Weinstock zu den bedeutenden Symbolträgern.
- Auch das alte Bild vom Baum des Lebens (auch Lebenskräuter und ähnliche Lebenselixiere, Erzeugnisse der Phantasie und des Wunsches nach langem Leben oder gar Unsterblichkeit) wird in der Bibel aufgenommen – als Bild für die dem Menschen von Gott zugedachte Langlebigkeit und Unsterblichkeit.
- Der Baum der Erkenntnis von Gut und Böse (Paradiesbaum) hat eine deutlichere Funktion als der Baum des Lebens. Der Mensch muss sich nämlich an ihm entscheiden bezüglich Gehorsam, Beschränkung und sittlicher Einstellung. Das Christuskreuz (Holzkreuz) verbindet mit seiner Symbolik der Vergebung der Sünden und des ewigen Lebens den Lebensbaum mit dem Baum der Erkenntnis (Paradiesbaum).

Weitere Baumsymbolik

- Es gibt den Lebensbaum, der die Entwicklung der Lebewesen seit Millionen von Jahren in einer Verästelung aufzuzeigen versucht, wie z. B. auch den Baum der Menschheit und Rassen mit seinen sich verzweigenden Differenzierungen.
- Der Baum als Zeuge, Mahnmal: Der Gerichtsbaum, Thingplatz (Ring) steht für Abschreckung und Gerechtigkeit, das Galgenholz für Urteilsvollstreckung und Abschreckung. Der Grenz-, March- und Lachbaum mit Merkzeichen markiert einen Grenzverlauf und der Schlagbaum steht am Grenzübergang zwischen Ländern.
- Das Bild des Baumes ist uns geläufig geblieben. Trotz der Naturentfremdung verstehen und ge-

Der paradiesische Baum der Erkenntnis; dargestellt als Baum des Todes; Holzschnitt von Jost Amman. (Bild Lexikon christlicher Kultur)

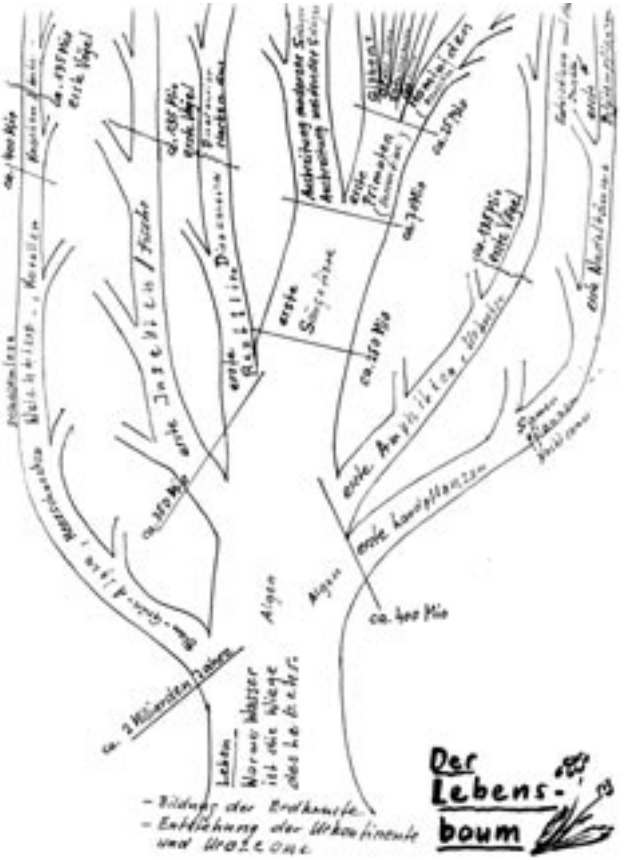
Baumkreuz: die personifizierte Kirche mit dem grünenden Kreuz; Buchmalerei, um 1180. (Bild Lexikon christlicher Kultur)

«...dass vom Kreuzesholz das Heil des Menschengeschlechtes ausgehe:
Von einem Baum kam der Tod,
von einem Baume sollte das Leben erstehen...»

Lebensbaum (Bild und Text Religionsbuch für das vierte Schuljahr)

brauchen wir es im Weihnachtsbaum (Lichterbaum), im Aufrichtebaum (Richtfestbaum), im Freiheitsbaum, im Maibaum sowie in symbolischen Darstellungen.

Der allgemein bekannte Stammbaum wird zur übersichtlichen Darstellung über direkte Vorfahren und Abstammung benutzt.



Lebensbaum (Schülerzeichnung, Klasse Jack Stähli)

Der Maibaum

Das ursprüngliche Frühjahrsfest begann in der Nacht zum 1. Mai als Vermählung der Erdmutter mit dem Himmel – «die heilige Hochzeit» (von einem Priesterpaar stellvertretend vollzogen). Sie wurde erst in christlicher Zeit zur wilden, orgiastischen Walpurgisnacht.

Ottobeuren, Bayern, 2004 (Bild M. Rohr)

Labyrinth – Der Weg nach Innen – Beispiel einer symbolischen Darstellung (Bild Holzschnitt Heinz Eith)

«Der Maibaum – ein schädlich und unnütz Ding. Das ausgelassene und sündhafte Treiben beim Einholen des Maibaumes verdirbt die Jugend», wetterte die Kirche und verdammte den Tanz um den «gottlosen aufgerichteten Baum» (als von Dämonen beherrschten). Aber diese heidnischen Fruchtbarkeitsfeste liessen sich nicht ausrotten. Die Geistlichkeit erkannte mit der Zeit, «dass man die Feste der Heiden allmählich christlich umwandeln solle und in manchen Themen nachahmen müsse». Auch die heidnischen Dorfumgänge wurden zu christlichen Maiprozessionen umfunktioniert.

- Im Laufe der Zeit ist der Baumkult nie verloren gegangen. Über Jahrhunderte werden Mythen und Symbole gepflegt. Auch in der Malerei, Musik und Literatur finden sich Beispiele. In der Nazizeit schworen viele junge Männer einen verhängnisvollen Eid unter heiligen Eichen und Linden. Auch heute in der modernen Gesellschaft spriessen wieder Teufels- und Hexenkulte (Rituale) unter Bäumen.
- Wald und Bäume bedeuten für viele Menschen ein Ort der Erholung, Therapie, Meditation, der Einkehr, ein Umfeld für Bewegung und Sport. – Im Schutze des Waldes ist aber auch schon oft Unmenschliches, Mörderisches passiert. An Bäumen hat schon manches Leben ausgehaucht.
- Die heutige Psychiatrie und Psychologie kommt am Baum auch nicht vorbei. Schon die Kleinsten sollen mit Zeichnungen im «Baumtest» ihre Anlagen aufdecken! Verschiedene Therapien beziehen Baum und Wald in die Behandlung ein. Viele Menschen interessieren sich nach wie vor für das keltische Baumhoroskop. Für die Kelten war der Baum gleich dem Menschen ein Mittler zwischen Himmel und Erde.

- Die Christianisierung brachte vielen heiligen Eichen den Tod. Man zerstörte den Heiden ihr Heiligstes. Die Natur wurde entseelt, aber die heidnischen Mythen liessen sich auch im Christentum nicht vernichten. Teilweise wurden sie sogar in den neuen Glauben aufgenommen und leben heute noch in Volkswissen und Volksbräuchen weiter. Auf Dorf- und Versammlungsplätzen wurden fortan nicht mehr Eichen, sondern vermehrt Linden gepflanzt. Besondere Ereignisse sollten durch eine Baumpflanzung in Erinnerung behalten werden.
- Die Dendrochronologie (Jahrringforschung) deckt oft geschichtliche Überlieferungen und Daten als «Legende» auf, z. B. Die Murten-Linde zu Freiburg. Sie wurde 6 Jahre vor der Schlacht von Murten gepflanzt, also 1470, wahrscheinlich als «Stadtlinde zu Freiburg». Trotzdem ist bis heute die junge Linde (ein Reis der alten) der Sieges- und Erinnerungsbaum geblieben. Der Mythos, die Mär hat überlebt, gesiegt. – Und das ist auch gut so!

Literatur

Religionsunterricht in Sekundarschulen (Hubertus Halbfas), Mythologie der Bäume (Jacques Brosse), Mythos Baum (Doris Laudert), Baumzeit (Verena Eggmann und Bernd Steiner)

Alte Gerichtslinde in Mettmenstetten, Kulturhistorische Wanderung 1996 (Bild Martin Kehrer)

«Ein Waldgeist, Troll» – Jack Stähli als Leiter der kulturhistorischen Wanderung 1997 (Bild Martin Kehrer)

Zur Kulturgeschichte des Waldes

Jack Stähli

In prähistorischer Zeit war die Erde überall da mit Wald bedeckt, wo es die klimatischen Verhältnisse zuliessen. Verschiedene Waldarten haben sich ausgebreitet: Gebirgswälder, ein breiter Gürtel von Nadelwäldern von Alaska bis Sibirien, Mischwälder in der Übergangszone zwischen Nadelwäldern im Norden und den Laubwäldern bis 600 m ü. M. weiter im Süden, tropische Regenwälder und subtropische trockene Wälder. – Und das alles Urwald! Heute kaum vorstellbar, wo die Landschaft aus bestellten Feldern, beweideten Alpen und Steppengebieten, Bergen mit spärlichem Bewuchs, niedrigem Gebüsch und unfruchtbaren Steinwüsten besteht.

Eine ständig wachsende Bevölkerung hat in den letzten Jahrhunderten Raubbau an der Natur betrieben und die Landschaft hervorgebracht, die wir heute vor Augen haben. Der Wald wurde abgebrannt oder für die Köhlerei abgeholzt und als Kulturboden genutzt, um Anbauflächen, Lebensraum und Holz zu gewinnen. Der Gebirgswald wurde in drei Schritten angegriffen: 1. Im Tal und an den Hängen, 2. Auf dem ersten ehemaligen Gletscherboden (heutige Maiensäss), 3. Auf dem oberen ehemaligen Gletscherboden (heutige Hochalpen). Der Bedarf an Bauholz (auch für Schiffsbau), Brennholz und Laubfutter für die Haustiere führte ebenso wie die uralte Tradition, das Vieh im Wald weiden zu lassen, zum totalen Verfall grosser Waldgebiete. Die Schafe und Ziegen als gute Kletterer sorgten dafür, dass der junge Wald niedrig und verbuscht blieb.

An vielen Stellen wurde der Boden blossgelegt, so dass die Humusdecke weggespült werden konnte und die Erosion (Erdabtragung) einsetzte. An solchen Orten mit nacktem Fels ist es nicht mehr möglich, die Wälder früherer Zeiten wieder aufzuforsten. Von den ehemaligen Wäldern sind nur noch Reste vorhanden, zudem sind in den kühlen und arktischen Gebieten die kalten Winter für den Pflanzenwuchs ungünstig, und in den tropischen Gegenden stellen die trockenen und heissen Perioden eine Gefahr dar. *Überleben heisst anpassen!* So haben sich in den verschiedenen Klimatypen an die unterschiedlichen Verhältnisse angepasste Pflanzengesellschaften entwickelt und sich in Lebensgemeinschaften, bestehend aus Bäumen, Sträuchern, Gräsern, Kräutern, Moosen und Pilzen zusammengefunden.

Die Kulturgeschichte des Waldes beginnt mit dem Auftauchen des Menschen. Felsenzeichnungen sowie Funde in den Erdschichten erzählen als stumme Zeugen von den Anfängen.

Kulturhistorische Wanderung 2002 (Bild Martin Kehrer)

Erst mit Berichten und Beschreibungen durch die Römer bestehen erste schriftliche Nachrichten über Europa – zusammen mit all den archäologischen Funden ergibt sich ab dieser Zeit ein genaueres Bild über die Kulturgeschichte des Waldes.

So schreibt Plinius, als Kommandant der Rheinarmee, über die «endlosen, unbezwingbaren Urwälder Germaniens». Auch Cäsar sagte: «Es könnte keiner sagen, er hätte die germanischen Wälder durchschritten.» Folglich kannten die Römer nicht ganz Germanien. So wussten sie nichts über die bereits gerodete und fruchtbare Tiefebene «Nordwestdeutschland», das frühgermanische Siedlungsgebiet und seit jeher als «Wiege der deutschen Kultur» verstanden.

Es waren die Römer, die das Landschaftsbild Mitteleuropas veränderten. Sie beuteten das reichlich verfügbare Holz als Baustoff und Energieträger aus. Der Wald musste den Getreideäckern der Eroberer, der Weinrebe und der Edelkastanie weichen. Die Rheinarmee und die wachsenden Städte mussten versorgt werden. Nach römischem Vorbild erstreckte sich der öffentliche Bereich, in welchem die Rechtssprechung wirksam war, auch nach dem Abzug der Römer nur auf die Siedlungen und deren gerodetes Umland. Der Wald, welcher sprachgeschichtlich mit dem Begriff «Wild» im Sinne des Wilden und Ursprünglichen verwandt ist, galt damals als Niemandsland (abgeleitet vom lateinischen «nemo» = niemand). Dieser Zustand der Waldfreiheit und schrankenlosen Nutzung währte allerdings nicht lange. Mit zunehmender Bevölkerungsdichte im Frühmittelalter wurde die Waldnutzung immer stärker eingeschränkt. Der freie Wald war zum «Gemeinen» Wald geworden. Fortan gehörte alles Niemandsland dem König. Manche dieser alten Bann- und Reichswälder sind bis heute in Resten erhalten geblieben.

Das Wort Forst für Wald entstand aus dem lateinischen «foris», was «abgezäunt» oder «draussen» bedeutet. Die älteste Urkunde, welche den Begriff Forst erstmals erwähnt, stammt vom merowingischen König Childebert aus dem Jahre 556 und bezeichnete ein Fischwasser, das durch die Einforstung der allgemeinen Nutzung entzogen worden war. Forst ist ein juristischer Begriff geblieben. Der Begriff Wald dagegen meint einerseits die natürliche Lebensgemeinschaft, andererseits die tiefe, mythische Verbundenheit mit der menschlichen Seele: Man spricht beispielsweise von Waldgöttern oder, besonders im Märchen, vom «dunklen Wald», nie aber von «Forstgöttern». Im frühen Mittelalter existierte neben dem Königsforst nur der Gemeine Wald. Privatwald gab es keinen. Gelang es einem Bauern nicht, die natürliche Wiederbewaldung seiner Felder und Weiden zu unterdrücken, verfiel sein Anspruch auf die Nutzung. Als Grundsatz galt: «*Reicht der Busch dem Reiter an die Sporen, dann hat der Bauer das Recht verloren*». Denn früher durfte jeder freie Mann ein Stück Wildnis einfangen oder binden. Jeder Bauer hatte im Gemeinen Wald das Recht auf Holzeinschlag zu Brenn- und Bauzwecken, zur Viehweide und Laubfütterung, für Eichelmast und Waldfeldbau. Im Landvolk war tief verwurzelt: Der Wald gehört allen! Dass Bäume und Holz gering geschätzt wurden, belegen folgende Sprüche (13. Jh.):

- Dem richen (reichen) Walde kleine schadet, ob sich ein Mann mit Holze ladet.
- Holz und Schaden wächst alle Tage.
- Holz und Unglück wächst über Nacht.

Die eigentliche Rodungsperiode und das «Branden» (Abbrennen des Waldes) fallen ins 11. bis 13. Jahrhundert. Die königlichen, landesherrlichen Forste dehnten sich auf Kosten des Gemeinen Waldes immer stärker aus. Das freie Nutzungsrecht wurde den Bauern genommen. Lediglich Urbarmachungen auf «Hammerwurfweite» blieben genehmigungsfrei. Aus dieser Zeit stammt wohl der Spruch: «Die Fürsten zwingen mit Gewalt – Feld, Stein, Wasser und Wald.»

Für die Waldnutzungsrechte wurden den Bauern zunehmend Zinse und Pflichtdienste an die Grundherren abverlangt. Die Unzufriedenheit der unterdrückten Bevölkerung gipfelte schliesslich in den Bauernkriegen des 16. Jahrhunderts. Die Bauernforderung lautete: «Gehölze, mögen Geistliche oder Weltliche sie innehaben, die sie nicht gekauft haben, die sollen der ganzen Gemeinde wieder anheim fallen.» Doch nach der Niederlage wurden die Bauern härter denn je unter das Joch gezwungen.

Kurze Ruhepausen für den Wald

- Der Schwarze Tod (Beulenpest) und Hungertyphus rafften im 14. Jh. etwa ein Drittel der Bevölkerung dahin.
- Die «Kleine Eiszeit», eine allgemeine Klimaverschlechterung um das Jahr 1550, in der die Jahresdurchschnittstemperaturen um 1,5 Grad sanken, bewirkte, dass landwirtschaftliche Nutzungen aufgegeben und weite Gebiete wieder bewaldet wurden.
- Auch der Dreissigjährige Krieg (1618 – 1648) mit seiner Bevölkerungsdezimierung in den betroffenen Ländern brachte dem Wald etwas Erholung. Nicht so auf der Schweizer Seite, denn die Schweizer Bevölkerung profitierte von der misslichen Versorgungslage ennet dem Rhein. Mit dem erwirtschafteten Geld konnte sie vornehme Häuser bauen und für die Riegelhäuser wurden die Eichenwälder geplündert.

Zur Zeit der Dreifelderwirtschaft (extensive Wirtschaftsform während Jahrhunderten) wurde der Wald zum Stall, zur Futterkrippe und in «Brot sauren Zeiten» (Hungersnöten) auch zum Ernährer der Menschen. Die Laubnutzung war seit der Frühzeit (Bronze) bekannt. Neben der Esche (beliebtester Laubfutterbaum) schneitelte (schnitt) man gerne Linde, Ulme, Ahorn und Buche. Grundsätzlich durften nur so viele Äste abgeschnitten werden, wie man «von der Erden mit seiner Axten gereichen mag» (Schneitelrecht). Man machte auch Laubgarben, hängte sie in die Bäume zum Trocknen oder lagerte sie in den «Lauben» bis zur Verfütterung im Winter, denn die Bauern hatten neben den gemeinsamen Getreide- und Brachzelgen keine Futter- und Heuwiesen. Die Jugend musste in die Bäume klettern, Blattwerk raufen und zupfen – die Alten sammelten es in Tüchern unter den Bäumen und trockneten es auf den Heuböden.

In armen Haushalten waren nicht nur die Liegen, sondern sogar die Bettdecken mit Laub gefüllt. In Appenzell z. B. beschrieb man diese Familien mit «Laub onder und Laub ober». Die Laubstreue zum Einstreuen in den Ställen war üblich. Vielerorts waren die Bauern geradezu gezwungen, in den Wäldern Herbstlaub einzusammeln (Kinder- und Frauenarbeit). Man schneitelte auch Nadelholzäste, um «Holzmist» zu machen.

Aber weit gravierender als die Schneitelei war die Übernutzung der Wälder durch Brennholzgewinnung. Der Wald verbuschte. Die bodenverdichtenden Folgen der Hufe des Grossviehs (Pferde und Rinder) fielen weniger ins Gewicht als der Weidegang durch Schafe und Ziegen (Kühe des armen Mannes). Weil Ziegen holzige Nahrung vorziehen, fielen ihnen nicht nur Knospen und Triebe zum Opfer, sondern häufig die ganzen Jungbäumchen. Nicht zu vergessen ist der oft auch überzählige Rotwildbestand. Dass der Wald auch in Kriegszeiten übermässig strapaziert und zerstört wurde, ist selbstredend. So verwandelten in Frankreich während der Revolutionsjahre grosse Herden von Kühen, Schafen und Ziegen die streng gehüteten Staatswälder in einen «grossen grünen Futtertrog».

Weil das umherstreunende Weidevieh auch die Feldarbeiten zunichte machte, gingen Bauern und Pächter dazu über, alles bestellte Land einzuzäunen. Daraus entwickelte sich fatalerweise das Ge-

Hufe verdichten den Boden, hungrige Mäuler beknabbern Knospen und Triebe. Insbesondere die Ziegen machten den Jungbäumen das Überleben schwer. Stich von 1702. (Bild aus «Mythos Baum»)

wohnheitsrecht: «Was nicht eingezäunt ist, darf beweidet werden.» Die aufwändigen Weidezäune verschlangen zusätzlich eine Unmenge Jungholz. Die Obrigkeit reagierte auf die Klagen der besitzlosen Bevölkerung (Vergeudung und Holzmissbrauch) und verfügte, dass Weiden vermehrt mit Steinmauern und Lebhägen zu versehen seien. Natürlich versuchte man auch, durch Vorschriften die «Gehäue» zu schützen und man legte sie «in Hege oder Bann». Die Schlaghege dauerte mindestens so lange, «bis die Heister (Jungbäume) dem Maule des nach Laub und Knospen lüsteren Weideviehs entrückt seien» (Formulierung aus dem 19. Jh.).

Aus Not mussten viele Menschen Holzfrevel begehen. Die Anzeigen und Bussen waren sehr zahlreich, ja es scheint fast, dass die Bussen mehr Kaufpreis denn Strafzahlung waren. Für viele Gemeinden bildeten sie einen bedeutenden, regelmässigen Einnahmeposten. Die Zuteilung von Holz war missbräuchlich und ungerecht: Wenn z. B. ein ländlicher Haushalt (Tagelöhner, Heimarbeiter) mit drei Fuhren Holz auskommen musste, bekamen Bauern mit Waldanteil mehr und Bauholz dazu. Vornehmen Familien in der Stadt teilte man gut und gerne acht Fuhren Holz zu und noch mehr bekamen die Pfarrer und Ratsherren. Beim Bau von Herrenhäusern und Schlössern wurde nicht gespart. Die offenen Feuerstellen (Cheminées) verschlangen Unmengen Holz. Allerdings mussten in Notzeiten auch Edle leiden. So wird berichtet, dass an der königlichen Tafel (Ludwig XIV.) das Wasser und sogar der Wein in den Gläsern zu Eis erstarrt seien.

Forstverordnungen regelten und bestimmten unendlich viel – wenig wurde eingehalten (konnte eingehalten werden). 1764 setzte König Friedrich II. einen Preis für jenen Ofen aus, «so am wenigsten Holz verzehrend». Geschlossene «Holzsparöfen und Herde» anstatt der offenen Kamine wurden fortan vermehrt eingebaut. Die Ofenlochgrösse musste den Richtlinien entsprechen.

Bis zur Französischen Revolution 1798 galten für die meisten Gemeinden des Mittellandes, also auch fürs Knonauer Amt, als einziges Forstgesetz die Regeln der herkömmlichen Wirtschaftsweise, nach welchen der Wald als Bestandteil der Allmend gemeinschaftlich genutzt wurde. Wenn wir von den Gemeinden vor 1798 sprechen, ist nicht an die heutigen politischen Gemeinden zu denken. Die alten Dorfgemeinschaften waren im Wesentlichen landwirtschaftliche Korporationen. Die Bauern hatten als zürcherische Untertanen sehr wenig politische Rechte. Das volle Gemeindebürgerrecht war gebunden an ein Anteilrecht und Gerechtigkeit (diese wiederum haftete im Knonauer Amt am Wohnhaus, am «Stubenofen»). Also, wer über keinen Korporationsanteil verfügte, hatte kein Bürgerrecht und durfte auch kein Vieh halten. Das betraf die Tauner (Tagelöhner- und Heimarbeiter-Familien), denen nur das Halten von Schmaltieren (Kleinvieh) erlaubt war. Um den Armen Land für den Getreidebau zuzuweisen, wurden in Hedingen 1708 zwei Hektaren Buschwald «unartig Holz» auf der Allmend aufgebrochen, 1710 erneut 1,8 Hektaren. Im Gebiet der Einzelhöfe (Privatbesitz) wurde dagegen oft in grösserem Mass gerodet. Weil im zürcherischen Reusstal bereits viele Höfe und Weiler bestanden, nahm die Waldfläche von 1669 bis 1879 um 10% ab, d. h. von 21,3 km^2 auf 19,2 km^2.

Vor 1798 wurde auch in Hedingen (Allmend gehört allen) zwischen offener Weide und Wald kaum unterschieden. Der Wald war stets eine wertvolle Futterreserve. Der Futtermangel war oft so gross, dass im Niederwald Gras gemäht wurde, was eigentlich verboten war. Nach mittelalterlicher Rechtsauffassung war ja überall die Weide erlaubt, wo Zäune sie nicht verhinderten. Die zürcherische Waldungskommission forderte jahrzehntelang ohne Erfolg, Grünhäge zu pflanzen oder Steinmauern zu errichten. 1791 stellte Forstmeister Hotz fest, dass die gesamte Gemeindewaldung Ebertswil nur noch etwa 5000 über 40 Jahre alte «Baumstumpen», nur 153 «Sagbäume» und gar nur noch 6 Eichen enthalte!

Feldenmas, im Hintergrund Hedinger Allmend (Bild Martin Kehrer)

Etwa 220 Jahrringe zählt dieser alte Eichenstamm. Er stammt noch aus der Zeit vor der Französischen Revolution! – Kulturhistorische Wanderung 2004 (Bild Martin Kehrer)

Nicht zu vergessen ist, dass der Wald Brennstoffe für weitere Bedürfnisse liefern musste:

- Der Dorfschmied brauchte Holzkohle
- Salpetersieder[5] waren starke Holzverbraucher
- Pottaschenbrenner[6] waren ebenfalls Holzfresser
- Ziegelhütten und Kalköfen verschlangen grosse Mengen Brennholz
- Die Harzer zehrten am Lebenssaft der Tannen und Föhren. Sie rissen die Bäume an, um das ausfliessende Harz zu sammeln, was oft zum Absterben der Bäume führte.

Viele Gemeinden wurden gezwungen, ein Ausfuhrverbot für Bau- und Brennholz zu erlassen und die Waldungen von abends bis morgens zu schliessen. Von den Eichenstämmen musste die Rinde der Gemeinde zum Verkauf an die Gerber abgegeben werden. Noch im 18. Jh. spielten die Früchte des Waldes eine bedeutende Rolle: Ein paar hundert Kirschbäume standen in der Allmend, «Holzbirren» wurden verkauft, Eicheln für die Schweinemast gesammelt, Buch- und andere Nüsse aufgelesen.

---

[5] Die Salpetersieder hatten den zur Herstellung des Schiesspulvers notwendigen Salpeter zu beschaffen. Der Salpeter wurde aus dem Erdboden in Ställen und Wohnhäusern gewonnen, weil er sich dort aus dem im Boden vorhandenen Kalk und Nitrat haltigen Exkrementen und Urin der Tiere und Menschen bildete. Salpeter löst sich im heissen – deshalb der Holzverbrauch – deutlich besser als im kalten Wasser. *(Enzyklopädie Wikipedia).*

[6] Der Name Pottasche kommt von der alten Methode der Anreichung von Kaliumcarbonat aus Holzasche mittels Lösung der Salze durch Auswaschung mit Wasser und anschliessendem Eindampfen in Töpfen (Potten). In früheren Zeiten wurde Pottasche durch das Auslaugen von Pflanzenasche und anschliessendem Eindampfen gewonnen. Kaliumkarbonat (Pottasche, Kohlensaures Kalium, E 501) wird verwendet für: Herstellen von Schmierseife, Düngemittel für saure Böden, Herstellen von Kaligläsern, Herstellung von Farben, Herstellung von fotografischen Entwicklern, Backtriebmittel für Flachgebäck (Lebkuchen). *(Enzyklopädie Wikipedia).*

Infolge der Holznot wurden die Wohnverhältnisse unerträglich, bei uns waren sie besonders schlimm. In allen Industriegebieten erwartete man damals mit steigender Besorgnis den Tag, an dem man kein Holz mehr für die mannigfachen Bedürfnisse des Lebens haben würde. Im Kanton suchte man nach Kohlen, in der Stadt wies man mit Nachdruck auf ausländische Steinkohle hin (noch keine Eisenbahn!). Überall wurden Moore entwässert und Torf gegraben – Heisch-Hausen z. B. besass 1770 sechzehn Hektaren «Turbenland».

Ein Hauptmangel der alten Forstwirtschaft waren die kurzen Umtriebszeiten: Das Laubholz der «Häue» wurde durchschnittlich alle 15 Jahre geschlagen, der Tannenwald in Hedingen im 18. Jahrhundert alle 35 Jahre. War eine Fläche kahl abgeholzt, wurde sie vorübergehend als Weide benutzt – niemand dachte an eine sofortige Neupflanzung. Man versteckte und verteidigte sich hinter dem alten Spruch: «*Das hat mein Vater, mein Grossvater, mein Urgrossvater immer so gemacht, ich weiss nichts anderes, so ist es immer gewesen.*»

1838 trat das erste zürcherische Forstgesetz in Kraft – als viel angefeindete Neuerung, die eine auf modernen Grundsätzen beruhende Waldpflege verwirklichen sollte. Es wäre aber falsch anzunehmen, dass man sich vorher überhaupt nicht um den Wald gekümmert hätte. Zu Beginn des 14. Jh. wurden gesetzliche Vorschriften über die Bewirtschaftung des Waldes erlassen. Diese Vorschriften galten im Mittelalter nur für kleine Gebiete, weil man schützende Massnahmen erst für Teilgebiete des Landes als notwendig erachtete:

- In Bern 1304 für den Bremgartenwald.
- Schwyz verbot 1339 das Kohlenbrennen in dorfnahen Waldungen.
- Zürich untersagte 1376 das Beweiden der Holzschläge im Sihlwald (erster zürcherischer Erlass).
- In Bergwerksbezirken, wo der Hochofenbetrieb den Waldbestand gefährdete, in Lawinengegenden, wo Bannwälder stehen bleiben mussten (Flüelen 1382, Urseren 1397) und für die Umgebung der Städte, wo die wachsende Furcht vor Holzmangel nach einschränkenden Bestimmungen rief.

Streitigkeiten und Missstände führten zur Aufstellung einer Holzordnung: Affoltern 1563, Hedingen 1740, Bonstetten 1740, Hausen 1746, Kappel 1790. Diese Holzordnungen wurden bezeichnenderweise meist von der gerichtlichen Appellationsinstanz, dem Landvogt oder dem Zürcher Rat, auf Vorschlag der Untersuchungskommission gegeben. Seit 1902 stehen alle Waldungen unseres Landes unter der Oberaufsicht des Bundes, nachdem ihm schon 1876 (erstes eidgenössisches Forstgesetz) der Alpenwald unterstellt worden war.

Literatur

Mythos Baum (Doris Laudert), Die Waldungen des Freiamtes vor 1798 (Albert Hakios), Bäume und Sträucher im Mittelmeerraum (Helge Vedel, Kosmos-Feldführer)

Aktuelle Waldprobleme

Thomas Strobel

Vorbemerkung

Die nachfolgend spontan geäusserten Gedanken erheben weder den Anspruch auf Widerspruchslosigkeit, noch stellen sie eine Lehrmeinung dar, sondern sie spiegeln lediglich meine aktuelle persönliche Befindlichkeit in Bezug auf einige Punkte in dieser Thematik wider.

Grundsätzliches

Eigentlich hat der Wald selber keine Probleme, weder mit sich noch mit den Lebewesen, die sich in seinem Ökosystem tummeln, seit Jahrmillionen. Erst mit dem Auftreten des Menschen mit seinen Wertmassstäben wurden dem Wald sogenannte Funktionen zugeteilt und von ihm dementsprechende Leistungen abverlangt. Wenn der Wald diese Leistungen nicht oder nicht im gewünschten Masse bringt, sind wir geneigt, da gleich ein Problem zu orten. Es genügt dem «homo sapiens» offenbar nicht, dass der Wald einfach nur für sich existiert und seinen eigenen Zyklen folgt, wie er dies von Natur aus täte, sondern er muss immer auch für etwas taugen. Vor allem nachhaltig muss er sein, was immer unter diesem Begriff verstanden wird.

Windwurf: Aufräumen? Liegenlassen? Aufforsten? Auf natürliche Verjüngung warten? Kommt der Borkenkäfer? Dem Wald selber ist es egal! (Bild ALN[7], Abt. Wald)

In der Schweiz

Seit Jahren ist das Waldsterben, mindestens nach wissenschaftlichen Kriterien beurteilt, bereits wieder gestorben. Der in den 80er Jahren prophezeite grossflächige Zusammenbruch der Wälder hat glücklicherweise nicht stattgefunden. Trotzdem ist in weiten Teilen der Bevölkerung die Sorge um den Wald nicht nur im Gedächtnis geblieben, sondern scheint irgendwo wie in Stein gemeisselt und noch immer omnipräsent zu sein. Denn immer, wenn die Leute erfahren, in welchem Beruf ich tätig bin, dauert es nicht lange, bis die Frage auftaucht: Und, wie geht es dem Wald? Besser, schlechter? Selbstverständlich möchten alle «besser!» hören.

[7] ALN: Amt für Landschaft und Natur des Kantons Zürich

Rettet den Borkenkäfer, pflanzt Fichten! Dieser Spruch stand einmal auf einem Transparent, als nach dem Sturm Vivian von 1990 Tausende Borkenkäferfallen aufgestellt wurden. Bei der Betrachtung dieses kunstvollen Frassbildes kann man den Autor des Spruches begreifen. (Bild ALN, Abt. Wald, Kt. ZH)

Rückeroberung von potenziell waldfähigen Gebieten

Die Schweiz ist gemäss Landesforstinventar zu rund 30% bewaldet. Und der Wald ist weiter im Vormarsch, denn überall wo die Landwirtschaft extensiviert wird, kann wieder auf natürliche Weise Wald entstehen. Zwischen dem ersten und zweiten Landesforstinventar nahm die Waldfläche um 4% zu, jährlich etwa um die Grösse des Thunersees! Das Rodungsverbot im Waldgesetz hatte und hat den Zweck, die Waldfläche zu erhalten. Nun sind aufgrund der festgestellten Waldzunahme aber auf der politischen Bühne bereits Diskussionen im Gang, um auszuloten, ob und um wie viel das Rodungsverbot allenfalls gelockert werden könnte, um dem Siedlungsdruck besonders im Mittelland etwas nachgeben zu können. Da könnten tatsächlich Waldprobleme, d.h. Probleme, die das Waldareal und die Waldverteilung im Grenzbereich von Landwirtschaft und Siedlungsgebiet betreffen, auftauchen. Widersprüchliche Fragestellungen wie «Haben wir genug oder sogar zuviel Wald?» stiften Verwirrung. Kommt dazu, dass auch von Seiten der Forstwirtschaft einwachsende Flächen nicht überall erwünscht sind.

Rentiert der Wald noch?

Am offensichtlichsten sind in letzter Zeit aber die ökonomischen Probleme in der Wald- und Holzwirtschaft. Die sogenannte Produktionskette Holz funktioniert noch nicht optimal. Dies wurde besonders deutlich nach den Sturmereignissen Vivian 1990 (Voralpen und Alpen) und Lothar 1999 (Jura und Mittelland). Bei steigenden Lohn- und Erntekosten sind die Holzpreise – mit Ausnahme vielleicht des Energieholzes (z. B. Holzschnitzel) – stark gesunken, so stark, dass in manchen Betrieben nicht mehr kostendeckend Holz geerntet werden kann. Das wirkt sich an vielen Orten auf nicht profitable Arbeiten negativ aus, wie z. B. auf die Jungwald- oder Waldrandpflege oder auch auf Schlagräumungen. Die Frage, ob nach einem Sturmereignis die Fläche wegen Käfergefahr geräumt oder nicht geräumt werden soll, erhitzt immer noch die Gemüter und ist nicht nur von ökonomischer, sondern auch von ökologischer und politischer Relevanz. Ebenso die Frage, ob

sofort wieder aufgeforstet werden soll oder nicht und mit welchen Baumarten. Der Natur ist es egal, auch wenn es einige Jahre dauert, bis wieder Wald aufkommt. Immerhin darf festgestellt werden, dass auf den Sturmflächen wieder mehr Licht einfällt und somit die biologische Vielfalt davon profitiert. Die beiden Sturmereignisse haben an der Eidgenössischen Forschungsanstalt WSL zudem ein bedeutendes Forschungsvolumen und damit verbunden die Schaffung von vielen Arbeitsplätzen ausgelöst. So gilt auch in diesem Fall: Nirgends ein Schaden, wo nicht noch jemand Nutzen daraus zieht! Es ist aber schwierig, einen immateriellen Nutzen, z. B. die Zunahme der biologischen Vielfalt, in Franken anzugeben. Das Bundesamt für Umwelt (BAFU) – früher Bundesamt für Wald und Landschaft (BUWAL) – schätzt in einer Studie die nicht bezifferbaren Waldleistungen rund 5 bis 10 mal so hoch wie den Holznutzen selber.

Waldpolitische Massnahmen

Wenn ein Betriebsleiter beschliesst, eine geräumte Fläche wieder zu bepflanzen, bekommt er Bundessubventionen; dies aber nur, wenn er im Mittelland nicht mit Fichten arbeitet. Davon soll es in unseren Laub-/Mischwaldgebieten sowieso genug haben. Es wird also auf subventionspolitischem Weg die natürliche Baumartenverteilung beeinflusst. Tatsache ist aber auch, dass in traditionsreichen Betrieben mit starker Beteiligung der Fichte halt wieder Fichte gepflanzt wird, unter anderem auch, weil das finanzielle Risiko mit der Fichte am kleinsten ist und nicht, weil es ökologisch sinnvoll ist.

Nachhaltigkeit im Wald gefährdet? Keine Waldlobby?

Obwohl weiten Teilen der Bevölkerung der Wald und sein Wohlergehen ein Anliegen ist, laufen im Zeitalter von New Public Management gleichzeitig doch Dinge ab, die etwas zu denken geben sollten. Die traditionelle Ausbildung zum Forstingenieur ETH gibt es nicht mehr. Fachhochschulen bilden jetzt Betriebsleiter aus. Überhaupt sind bald alle Fachleute und verstehen etwas vom Wald.

Künstliche Verjüngung mit Fichte (ungeschützt) und vor Wild geschützte Laubholz-Inseln. (Bild ALN, Abt. Wald, Kt. ZH)

Naturschutz- und Umweltverbände fordern eine andere Forstwirtschaft. Das Forstgesetz heisst jetzt Waldgesetz. Der Begriff Forst hat einen negativen Aspekt erhalten. In vielen Kantonen ist der Forstdienst im Umbruch begriffen. Effizienzsteigerung ist überall angesagt. Kosten müssen unbedingt gesenkt werden. Beiträge für die Waldbewirtschaftung gibt es nur noch für den Schutzwald. Extensive Waldwirtschaft wird als Chance für einen naturnahen Wald gesehen. Das Selbstbewusstsein vieler Forstleute schwindet. Der Wald droht, seine Lobby mehr und mehr zu verlieren. Manchmal scheint es sogar, dass wir Forstleute den Wald kampflos anderen Interessenten überlassen.

Forstleute diskutieren über aktuelle Waldprobleme. (Bild ALN, Abt. Wald, Kt. ZH)

Ziel- und Nutzungskonflikte im Wald

Nach Artikel 699 ZGB darf jedermann den Wald betreten. Damit sind in unserer Freizeitgesellschaft selbstverständlich sofort auch Ziel- und Nutzungskonflikte unter den Erholungssuchenden (Spaziergänger, Biker, Reiter, Hundehalter) und den Bewirtschaftern zu erwarten. Rücksicht ist eine Tugend, die heute nicht mehr selbstverständlich ist. So bleiben oft nach Festgelagen im Wald, um Waldhütten und an Feuerstellen am Waldrand Abfälle und auch Glasscherben liegen, die für andere eine Gefahr darstellen und auch fürs Auge störend sind. Oder wildernde Hunde müss(t)en vermehrt abgeschossen werden.

Holz aufräumen im Walde oder nicht, ein Paradigmenwechsel?

Diese Frage stellte sich früher und in Notzeiten kaum. Das Interesse an Losholz war genügend gross, da die meisten Haushalte Energieholz gut gebrauchen konnten. Auch Laub und Nadelstreu waren sehr begehrt. Heute leben wir in einer anderen Zeit und unter anderen Rahmenbedingungen. Von Naturschutzkreisen wird gefordert: Es soll mehr Totholz im Wald liegen bleiben und mit Roten Listen (gefährdete Arten) wird argumentiert, dass sonst viele Tierarten vom Aussterben bedroht seien. Man wird sich in Zukunft daran gewöhnen müssen, dass im Wald viel Holz liegen bleibt, aus verschiedenen Gründen.

Verschiedene Interessengruppen müssen sich das Erholungsgebiet Wald teilen und Rücksicht aufeinander nehmen. (Bild ALN, Abt. Wald, Kt. ZH)

Im Wald sollte eigentlich Herrchen die Leine in die Hand nehmen. (Bild ALN, Abt. Wald, Kt. ZH)

Hedinger Tobelweg im Frühling: intaktes Naherholungsgebiet, gelegentlich zwar durch Biker etwas unsicher gemacht. (Bild Thomas Strobel)

Polstergruppe im Wald? (Bild Anzeiger aus dem Bezirk Affoltern)

Leitlinien für die Bewirtschaftung
Natürliche Verjüngung hat Vorrang vor Pflanzung.
Baumarten, die dem Standort entsprechen, werden bevorzugt/gefördert.
Boden, Flora und Fauna werden geschont.
Seltene und gefährdete Pflanzen- und Tierarten werden mit besonderen Schutzmassnahmen gefördert.

Literatur
Forstinventar Kanton Zürich, Schweiz. Landesforstinventar (www.lfi.ch)

Der Hedinger Wald

Anton Spillmann

Anton Spillmann betreut seit seiner Ausbildung als Förster im Jahre 1964 nebst der Landwirtschaft das 200 ha umfassende Waldgebiet der Gemeinde Hedingen mit einem 40%-Pensum. Seit 1997 amtet er auch in Bonstetten als Förster. In der Naturschutzkommission der Gemeinde Hedingen ist er der forstliche Fachmann.

Das Revier Bonstetten-Hedingen gehört mit 10 anderen Revieren zum Forstkreis 1 (26 politische Gemeinden) des Kantons Zürich.

Forstkreis 1
Kennzahlen aus dem Kantonsforstinventar des Kantons Zürich von 1995:

Im Forstkreis 1 beträgt der Waldanteil 26% (= 5 580 ha)

Waldfläche und Waldeigentümer

Öffentlicher Wald:	38%	(= 2110 ha)
Privatwald	62%	(= 3470 ha)

Baumartenverteilung nach Vorrat

Fichte	40%	Buche	30%
Tanne	8%	Esche	8%
Föhre	5%	Ahorn	5%
Lärche + Übrige	1%	Eiche + Übrige	3%
Nadelholz	54%	Laubholz	46%

Holzvorrat und Zuwachs

	Vorrat	*jährlicher Zuwachs*
öffentlicher Wald	423 m^3/ha	14 m^3/ha
privater Wald	518 m^3/ha	13 m^3/ha
Gesamtdurchschnitt	458 m^3/ha	13 m^3/ha

Die Holzkorporation Hedingen als Besitzerin des Hedinger Waldes hat in erster Linie ein ökonomisches Interesse an ihrem Wald. Sie versucht, ihn nachhaltig zu verwalten. Auch die Nachkommen sollen einen wirtschaftlichen Wald erhalten.

Wegen der nicht mehr kostendeckenden Holzpreise müssen auch Kompromisse mit Bewirtschaftungsformen von anderen Interessengruppen übernommen werden, um öffentliche Gelder zu erhalten (vermehrt Laubholz, Waldrandaufwertung).

Zielsetzung der Holzkorporation
- Erhaltung der wirtschaftlichen Selbständigkeit der Holzkorporation.
- Erwirtschaftung eines Betriebsgewinns.
- Wertholzproduktion auf dem Grossteil der Fläche.

Revier von Anton Spillmann: Zahlen aus der Waldinventur 1998

Hedinger Waldflächen

Fläche total	210 ha

Davon sind rund 200 ha im Besitze der Holzkorporation Hedingen

Baumartenverteilung in Hedingen nach m³ Vorrat

Nadelholz	58%
Laubholz	42%

Nach dem Sturm Lothar steigt der Anteil an Laubholz massiv durch heranwachsendes Laubholz (Naturverjüngungen), wo früher Nadelholz stand.

Hauptbaumarten

Rottanne (Fichte)	49,0%
Weisstanne	6,0%
Föhre/Lärche	3,0%
Buche	26,0%
Eiche	5,0%
Esche	6,0%
Bergahorn	2,5%
Übriges Laubholz	2,5%

Holzvorrat und Zuwachs

Vorrat	442 m³/ha	(= 92 820 m³)
jährlicher Zuwachs	11.5 m³/ha	(= 2 415 m³)

Jährliche Nutzung

Ab 1998	2400 m³	(= 11.4 m³/ha)

Die Mehrnutzungen durch Sturm und Schädlinge müssen in den folgenden Jahren wieder ausgeglichen werden.

Entwicklung

1927 Vorrat: 324 m³/ha	Zuwachs: 5.9 m³/ha	
1927 Baumartenverteilung	Nadelholz 69%	Laubholz 31%
1927 Jährliche Nutzung	520 m³	pro ha 2.7 m³

- Ausschöpfung der Möglichkeit zur Erlangung von Beiträgen von der Öffentlichkeit und von Dritten.
- Weitgehende Ausnützung der Naturverjüngung.
- Erhaltung eines standortverträglichen Nadelholzanteils.

Der Wald ist ein Stück Natur, diese wollen wir erhalten. Doch gegen die Naturgewalten können wir nicht viel ausrichten, so wurden unsere forstlichen Planungen in den letzten Jahren immer wie-

Kulturhistorische Wanderung 1993 (Bild Martin Kehrer)

der durchkreuzt. Durch Lothar sind viele Waldbestände geschwächt worden. Weitere Sturmwinde hatten leichtes Spiel, um neuen Schaden anzurichten. Der trockene und heisse Sommer 2003 schwächte die Bäume weiter. Diese Situation nützt der Borkenkäfer aus und hat seit Lothar in Hedingen schon mehr als 1700 m^3 Nadelholz befallen. Um eine weitere Vermehrung zu stoppen, werden die befallenen Bäume sofort gefällt und aus dem Wald genommen.

Die Trockenheit machte auch den Laubbäumen Mühe. So kämpfen bei uns noch jetzt viele Buchen, Eichen und Eschen ums Überleben. Das anfallende Nutzholz weist Schäden auf und verliert an Wert. Aber auch die veränderte Umweltbelastung aus der Luft, die den Waldboden versauern lässt, schwächt unseren Wald.

Der Wald ist öffentlich zugänglich für jedermann

Die rund 16 km Wege und Strassen im Hedinger Wald wurden durch die Holzkorporation für die Bewirtschaftung der Wälder erstellt und werden durch sie, wenn nötig, unterhalten. Als Förster und Betriebsleiter freuen mich immer Begegnungen mit Waldbesuchern, oft ergeben sich interessante Gespräche über den Wald. Mühe habe ich aber mit solchen, die glauben, Absperrungen für die Holzerei gelten nicht für sie und die Strassen und Wege gehörten ihnen.

Im Wald arbeiten für den Holzschlag in erster Linie Landwirte aus dem Dorf. Diese absolvierten die gesetzlich vorgeschriebene Holzereiausbildung. Zusätzlich werden Forstunternehmungen mit Holzschlagarbeiten beauftragt. Dem Unfallschutz bei diesen oftmals gefährlichen Arbeiten wird grosse Beachtung geschenkt und somit wurde für die Holzwirtschaft eine eigene Branchenlösung zur Arbeitssicherheit entwickelt, der sich auch die Holzkorporation Hedingen angeschlossen hat.

Wald als Grundwasserschutz. Umgebung Reservoir mit Aufforstung. (Bild Thomas Strobel)

Für Anpflanzungen und die Jungwuchspflege in den Sturmschadengebieten wurden zur Mithilfe Freiwillige aus Hedinger Dorfvereinen und Parteien sowie Schulkinder herangezogen. All diesen wird ihr Einsatz im Hedinger Wald auch an dieser Stelle noch einmal bestens verdankt, und hoffentlich darf auch weiterhin auf solche Mithilfe gezählt werden. Die wirtschaftliche Lage in der Forstwirtschaft steht nicht zum Besten, da kaum mehr kostendeckende Preise erzielt werden können; auch die Holzkorporation Hedingen hat schon bessere Zeiten erlebt. Trotz FSC+Q/PEFC Zertifizierung des Holzes konnten die erwarteten Preiserhöhungen nicht erreicht werden. So konnten im Jahr 1965 aus dem Verkaufserlös eines m^3 Holzes 25–30 Arbeitsstunden finanziert werden. Heute sind es noch 2–3 Stunden.

Zertifizierungen von Holz

Label: FSC

Label: Q/PEFC

Bis vor 100 Jahren wurden aus dem Wald vor allem das benötigte Brennholz für Gewerbe und Wohnungen sowie Holz für Neubauten im Dorf geholt. Zu Beginn meiner Tätigkeit im Wald versuchte man, vom jährlichen Holzschlag einen grossen Anteil als Säge- und Industrieholz zu verkaufen. Dieses hatte einen bedeutend besseren Preis als Brennholz. Heute ist durch Verdrängung durch andere Materialien ein Überangebot von vielen Sortimenten entstanden, was einen starken Preisrückgang auslöste. Gesucht ist nur noch qualitativ gute Ware, aus dem Restholz könnten wir kostendeckend Energieholz produzieren, sofern Absatz vorhanden wäre (z. B. Schnitzelheizungen?). Für unsere Umwelt und auch für den Wald brächte die vermehrte Verwendung von unserem nachwachsenden Rohstoff als Energieholz eine grosse Entlastung.

Als bald scheidender Förster von Hedingen schaue ich auf über vierzig sehr erlebnisreiche Jahre zurück. Die Waldbewirtschaftung hat sich in diesen Jahrzehnten sehr verändert. Erschienen früher pro Gemeinwerktag gegen 30 Waldarbeiter mit ihrem persönlichen Werkzeug, sind es heute noch 3–4 Arbeiter, die mit korporationseigenen Geräten die Holzerei ausführen.

Nach meinem Rücktritt als Förster wird meine Nachfolge wahrscheinlich in einer regionalen Lösung neu geregelt.

Dem Hedinger Wald, der Holzkorporation und den übrigen Waldbesitzern wünsche ich für die Zukunft eine wohlgesinnte Natur und eine Waldnutzung, die auch nachhaltig wertvolles Holz produzieren kann.

Literatur

Betriebsplan Revier Bonstetten-Hedingen, Forststatistik, Unser Wald im Kanton Zürich (Amt für Landschaft und Natur)

Die Geschichte der Jagd

Hans Lang

Hans Lang ist Obmann der Jagdgesellschaft Bonstetten–Hedingen/Arni–Islisberg. Anhand von verschiedenen Unterlagen beschreibt er die Geschichte der Jagd im Gebiet des Kantons Zürich. Als wesentliche Hilfe dienten dabei Angaben aus dem längst vergriffenen Buch «Die Zürcher Jagd» von Albert Lutz. Die Betrachtungen von Albert Lutz erstrecken sich über die Zeitspanne von der ersten Besiedlung bis zum Untergang des alten Stadtstaates Zürich im Jahre 1798. Das Buch stützt sich dabei auf zürcherische Quellen, vorwiegend auf Akten des Staatsarchivs Zürich und der Handschriftensammlung der Zentralbibliothek. Spezifische Gegebenheiten aus Hedingen fehlen leider; jagdliche Episoden aus dem Knonaueramt sollen jedoch den Leserinnen und Lesern dieses Gemeindebüchleins 2006 nicht vorenthalten werden. Mit einem Einblick in die Gemeindearchive von Hedingen und Bonstetten – Stichwort Jagd – wird der Bericht über die letzten 80 Jahre abgeschlossen.

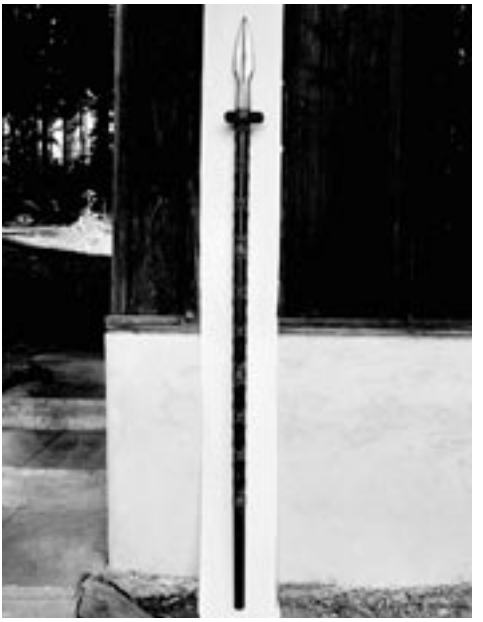
Das Jagen ist eine der ursprünglichsten und ältesten Betätigungen der Menschen. Die Jagd entstand bei den Menschen der Vorzeit aus dem Kampf mit wilden Tieren und notgedrungen zur Gewinnung von Fleisch, Fellen und Knochen als Hauptquellen für die Ernährung, Bekleidung und zur Herstellung von Werkzeugen und Waffen. Als die Menschen an Zahl immer mehr zunahmen, sesshaft wurden und mit der Viehzucht und dem Ackerbau begannen, trat die Jagd als Haupternährungsquelle immer mehr zurück. Das Wild begann, den von Menschen geschaffenen landwirtschaftlichen Anbau zu schädigen. Die Jagd verfolgte nunmehr auch den Zweck, den durch das Wild verursachten Schaden einzudämmen. In geschichtlicher Zeit begann auch die Rodung grosser Waldflächen zur Gewinnung von Landwirtschaftsflächen für die Ernährung der immer grösser werdenden Bevölkerung. Konnte bisher jedermann jagen, weil jeder Zeit und Möglichkeit dazu hatte und Wild vielfältig und in ausreichender Zahl vorhanden war, so reichte nun die Jagdgelegenheit nach und nach nur noch für einen Teil der Bevölkerung. Dies wurde noch verstärkt mit der Gründung der Städte.

Die Entwicklung der Jagd lässt sich auch an der Gestaltung des Jagdrechts verfolgen. Das Jagdrecht begann, als sich die Menschen zu Gemeinwesen zusammenschlossen und sesshaft wurden. Der Einzelne hatte mit der Zeit Privateigentum, auf dem er alleine die Jagd ausüben durfte. Daneben gab es zunächst nicht in Anspruch genommenes Gelände zwischen den einzelnen Siedlungen, in dem nach Belieben gejagt werden konnte. Je nach den Eigentumsverhältnissen entwickelte sich die Berechtigung zum Jagen. Seit Jahrhunderten gab es auch stets Streit um die Jagd. Zu jeder Zeit versuchte die jeweilige Obrigkeit, sich die Jagd anzueignen. Nicht nur, dass die Bauern und die Landbevölkerung allgemein das Recht, Wild zu erlegen, verloren haben; sie mussten zu Hilfsdiensten antreten, wenn der Jagdherr mit grossem Gefolge zur Jagd einfiel, ihre Felder verwüstete und zu allem Überfluss auch noch die Jäger mitsamt der Hundemeute und den Pferden bei ihnen einquartierte.

Um das Jahr 1000 war im Wesentlichen nur noch der geistliche und weltliche Adel jagdberechtigt – im Grossen und Ganzen mit dem Grundbesitz identisch. Bereits 853 verschenkte König Ludwig der Deutsche seinen Hof «Zürich» mit den dazugehörigen Besitzungen, unter anderen das «forestum nostrum Albis nomine» an das Frauenkloster in Zürich. Im Jahr 1153 überlies die Äbtissin Mechtild von Tirol dem Grafen Werner von Baden den jetzigen Sihlwald und zusätzliches Land am westlichen Abhang des Albis als Lehen zur Nutzung. 1404 wurde die Herrschaft über den Sihlwald und die Sihl, sowie die Vogteien Horgen, Maschwanden und Rüschlikon der Stadt Zürich als Pfand überlassen.

Die Jagd auf Hirschwild hat vor tausend Jahren dem Jagdwesen offensichtlich das eigentliche Gepräge gegeben. Als vornehmste Form der Jagd galt damals die Hetzjagd mit Brackenhunden, wie sie der Adelige, seine Jäger und geduldetermassen wohl auch der vermögende Landmann,

betrieben haben. Andere Techniken der Hirschjagd bestanden im Fang mit Schlingen, Bogen- und Speerfallen und in der Schiessjagd mit dem Pfeilbogen und der Armbrust. Zu dieser Zeit wurde die Jagd auf Wisent und Auerochse aufgrund der Bestandesrückgänge immer seltener gepflegt. Die Jäger liessen diese Tiere auf der Lanze auflaufen oder töteten sie mit einer Stichwaffe, wenn die Hunde sich in sie verbissen hatten. Wahrscheinlich wurde auch die Grubenjagd bis zum Aussterben von Wisent und Auerochse betrieben. Das Wildschwein wurde mit schweren Hunden, «Saupackern», gehetzt. Wenn das Tier von der Meute gestellt war, fing es der Jäger zu Fuss oder vom Pferd aus mit dem Spiess (Saufeder) oder dem Schwert ab. Die Jagd nach dem sogenannten Raubwild, wie Bär, Wolf, Luchs und Wildschwein, blieb dem einfachen Volk als Abwehrmassnahme gestattet. Mit einer Vielfalt von Fallen rückte die ländliche Bevölkerung den Wölfen zu Leibe, die Mensch und Vieh oft in Rudeln bedrohten.



Saufeder. Gebräuchlich im Mittelalter zum Stellen von wehrhaftem Wild. (Bild Hans Lang)

Von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung des Jagdrechts im Mittelalter war das langsame Aussterben der alten Vollfreien, die nach den Volksrechten allein als jagdberechtigt galten. An ihre Stelle traten die Grossen des Reiches, die sich von absetzbaren Beamten zu erblichen Landesherren aufzuschwingen verstanden. Zu ihnen gehörten aus unserer Umgebung die Freiherren von Bonstetten, von Rüssegg sowie die Klöster Kappel und Bremgarten. Die Inhaber dieser Herrschaften waren zweifellos im Genuss bestimmter Jagdrechte.

Das Jagdleben im Gebiet des heutigen Kantons Zürich wurde seit der Mitte des 14. Jahrhunderts durch die Territorialpolitik der Stadt Zürich ganz wesentlich beeinflusst. Die Stadt verstand es, mit dem Kauf von Reichsvogteien und dem Erwerb von fremden Rechten, ihren Einfluss annähernd über das ganze heutige Kantonsgebiet auszudehnen. Die städtische Jagdhoheit offenbarte sich besonders intensiv in der Nutzung und im Ausbau eigentlicher Bannforste. Der Waldmannsche Spruchbrief von 1489 billigte den Gemeinden am Zürichsee das gleiche Jagdrecht zu wie den Stadtbürgern, mit Ausnahme der Jagd im Sihlwald und am Albis. Der Äbtissin des Frauenklosters Zürich, als frühere Besitzerin dieser Gebiete, gewährte der Rat keine Sonderrechte mehr. Jedermann war bei Eid verpflichtet, Jagdfrevel bei der zuständigen Behörde anzuzeigen.

Die Berichte über verbotene Jagd wurden alsdann immer zahlreicher. Die Jagdfrevler behaupteten in der Regel vor dem Rat, das Wild knapp ausserhalb des Forstes erlegt zu haben. Die Aussage eines Uli Baumanns ab Albis im eingehenden 16. Jahrhundert ist für die Mentalität wie für die Jagdmethode der Anwohner und Einwohner des Forstes aufschlussreich. Er erklärte, die Tiere verursachten ihm und anderen Bauern in den Rodungen auf der Albishöhe an der Saat und den

Dachs (Bild Georg Iten, Baar)

Krautgärten erheblichen Schaden. Sie sahen im Wild einen Schädling oder Nahrungskonkurrenten, den sie als Bauern zu bekämpfen hätten. Die Kontrollen wurden verschärft. Die Anwohner und die Bannwarte schworen dem Sihlherrn ab Mitte des 16. Jahrhunderts, den Wald und die Hölzer zum Wohle der Stadt zu besorgen und Einheimische wie Fremde, die Wildbret jagten und schossen, oder die mit der Büchse herumliefen, nach Zürich zu melden. Fremde Hunde waren anzuzeigen, damit «das wildpreth in gutem schutz und schirm erhalten» werde.

Das Jagdmandat vom 6. September 1637 brachte den Bauern die vermutlich schärfste Einschränkung. Bisher hatten die Jagdordnungen ausschliesslich die Hochwildjagd verboten. Nun sollte auch das «kleine gwild» nicht mehr gefangen werden, «damit das Hochwild (nicht) erschreckt und vertriben wirt». So wurde 1695 Hans Baumann ab der Hell, der den Rehbestand des Sihlwaldes jahrelang schwer geschädigt hatte, an einem Sonntagmorgen nach Thalwil in die Kirche geführt und nach der Predigt zum Gespött unter die Kirchentüre gestellt. Ihm wurde eröffnet, dass er während eines Jahres ehr- und wehrlos sei und seinen Fuss sein Leben lang nicht mehr in den Wald setzen dürfe. Die Gesamtzahl der Rehe im Sihlwald schätzte Junker Hans Meyer von Knonau 1770 auf mehr als 200 Tiere. Er empfahl dem Rat, zum Glück erfolglos, die Rehe als unnütze wilde Ziegen wegschiessen zu lassen.

Über Stand und Herkunft der ländlichen Wilderer geben Prozessakten weit bessere Auskunft als die Gesetze. Hier tauchen die Namen angesehener Männer auf, Pfarrherren, ehemalige Offiziere, Wirte und Schmiede, die in der Jagd wohl vorwiegend das sportliche Erlebnis gesucht haben. Arme Schlucker, wie bitterarme Tagelöhner mit einer hungrigen Familie, Bauernknechte, Kleinbauern, Mauser und Störhandwerker hatten die Jagd schon eher als Broterwerb betrieben. Das Wild wurde von diesen Wilderern auf fremde Märkte getragen, da man von dort aus nicht nach Zürich verzeigt wurde. 1485 verbot der Zürcher Rat den Landleuten erneut, Hirsch- oder Hochwild zu erlegen, gestattete aber, auf «ungefährliche Art» Hasen und Füchse zu fangen. Die Hochwildjagd, zu der nach dem starken Rückgang des Hirschwildes nun auch die Rehe und später auch das Rebhuhn gehörten, soll auf jene beschränkt bleiben, «denen es vor erlaubt ist». Das Rebhuhn, das wegen seines guten Fleisches bei den Landleuten sehr begehrt war, gehörte nun zum Hochwild und durfte nur noch von den Stadtbürgern bejagt werden.

Nach der Reformation erhoben die Landleute den Anspruch auf eine jagdliche Gleichstellung mit den städtischen Bürgern. Der Bürgermeister und die beiden Räte lehnten dieses Ansinnen ab, mit der Begründung, dass der Landmann durch das Jagdvergnügen nur von seiner Arbeit abgelenkt werde. Die nun gedruckte Jägerordnung verbot den Untertanen ab 1691 das Jagen, Schiessen und Fangen des Niederwildes (Kleinwild, wie Hasen, Füchse, Marder usw.) ausserhalb «ihres ätters». Im März 1760 erhielt Jacob Huber von Bonstetten diesbezüglich eine Strafe.

Fuchs unterhalb Frohmoos

Ausschnitt aus dem Bild links (Bild Martin Kehrer)

Die Jagd auf Wild, welches das weidende Vieh riss und die Menschen anging oder, wie das Wildschwein, die Äcker mit junger Saat aufwühlte und verwüstete, ist zu keiner Zeit den strengen Bestimmungen unterworfen worden wie jene auf edles Wild. Die staatliche Wildfolgeverordnung von 1643 gestattete die örtlich unbegrenzte Verfolgung von Wölfen, Bären, Luchsen und «dergleichen schädlichen thieren». Diese «Untiere» standen im 17. Jahrhundert auch zeitlich ausser Bann, das heisst, wie im Herbst oder zur Fastenzeit ab den Kirchenkanzeln verkündet, durften diese Tiere während des ganzen Jahres getötet werden, und es wurden Prämien ausgerichtet. Wie unter dem Grosswild die «Untiere» geächtet waren, so waren es unter dem Federwild die «unnützen rinderstaren» und die «leidigen spatzen». Für Letztere wurden auch in Hedingen bis Anfang des 20. Jahrhunderts Prämien an jedermann ausgerichtet.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurden die Wölfe und Wildschweine im heutigen Kanton Zürich zu einer richtigen Landplage. In harten Wintern wagten sich manchmal Wolfsrudel bis in die Stadt Zürich hinein, und die Einwohner sahen sich gezwungen, die Stadttore ständig geschlossen zu halten. Zur Wolfsjagd im Gemeindeholz von Maschwanden im Jahre 1654 erschienen 500 Bauern aus der Umgebung. Sie konnten dem Landvogt von Knonau noch am selben Abend den gesuchten Wolf sowie zwei Wildschweine abliefern. Die Wolfsjagd wurde vorzugsweise mit Wolfsgarnen durchgeführt, in die die Wölfe getrieben wurden. Ein solches Netz von 43 Meter Länge und 2 Meter Höhe befindet sich im Landesmuseum. Eine verwandte Methode bestand darin, einen Trieb mit Lappen, die an fingerdicken, auf Haspeln aufzurollenden Seilen befestigt waren, abzustellen. Dieses «Verlappen»[8], manchmal über viele Kilometer, verursachte geringere Kosten als das Absperren mit schweren Netzen.

Eine Saujagd im Jahre 1582, die ihren Abschluss in Affoltern am Albis gefunden hat, ist in einem Briefwechsel zwischen den verbündeten Orten Luzern und Zürich dokumentiert und verdient hier, erwähnt zu werden. Im Januar 1582 haben Jäger aus Inwil LU ein Wildschwein am Zugersee aufge-

[8] Anmerkung der Redaktion: Von da soll auch der Ausspruch stammen «Er ist mir durch die Lappen gegangen».

jagt und weiterverfolgt. Die Inwiler hatten auf der langen Hetzjagd viele Meilen hinter sich gebracht, und aus allen Gemeinden, die sie berührten, stiessen Zuzüger zu ihnen, die einen Teil des Gewinnes zu erhaschen hofften. Doch die Jäger von Affoltern, in deren Gericht das Wildschwein schlussendlich abgefangen wurde, erhoben zum Befremden der Luzerner Anspruch auf das ganze Tier und schlugen auch den Vorschlag der Inwiler, die Sau zu verganten, ab. In «Trug und Unfründtschaft» entführten die Affoltemer die heissumstrittene Beute. Die Zürcher Ratsherren drückten alsdann ihren Untertanen ihr Missfallen wegen dem ungehobelten Gebaren aus und empfahlen, fremden Jägern gegenüber in Zukunft etwas mehr «nachpurlich zesin».

Schriftliche Zeugnisse deuten wegen der fehlenden Schutzbestimmungen, dem starken Aufkommen von Feuerwaffen und Wilderei, auf einen starken Rückgang des Wildes im späteren Mittelalter hin. Bereits 1497 versuchte die Stadt Zürich, die sich praktisch in jedem Haushalt befindenden Feuerwaffen als Jagdwaffe auszuschalten. Die Stadt verbot im Jahre 1649 aus religiösen Gründen jeden Tierfang an Sonn- und Feiertagen. Es setzte sich, zumindest für das Nutzwild, durch, dass Schutzbestimmungen für einzelne Wildarten erlassen wurden. Der Niedergang vieler Wildarten war jedoch nicht aufzuhalten und viele Arten sind auch nach und nach ausgestorben. Das Mittelalter war mit seinen Seuchenzügen, Hungersnöten und kriegerischen Handlungen für die damalige Menschheit eine schlimme Zeit. Nur aus diesem Blickwinkel kann man ihr Verhalten gegenüber dem Wildtier, das als unnütz und schädlich dargestellt wurde, einigermassen verstehen.

Mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft 1798 wurde die freie Volksjagd während der napoleonischen Zeit propagiert. Ihr Grundgedanke ist noch heute in der Form der Patentjagd, wie sie im Bündnerland und einigen weiteren Bergkantonen betrieben wird, zu verstehen. Mit der Demokratisierung der Jagd und dem Inkrafttreten zahlreicher kantonaler Jagdgesetze wurde im 19. Jahrhundert in der Schweiz die Revier- und Patentjagd eingeführt. Das erste Bundesjagdgesetz stammt aus dem Jahre 1875 und die Kantone hatten sich alsdann für eines der beiden Systeme zu entscheiden.

Zum Zeitpunkt des Unterganges der alten Eidgenossenschaft war es, wie bereits 100 Jahre früher, nicht gut um die Wildbestände bestellt. Die Demokratisierung der Jagd zu einer reinen Volksjagd war in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts mangels Gesetzgebung dem Wildbestand nicht förderlich. Wir wissen, dass das Hirschwild im 19. Jahrhundert auf dem ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft ausgestorben und das Rehwild nur noch in kleinen Beständen und in Randgebieten vorhanden war. Die Altbestände an Eiben im Gebiet der Allmend bis zur Reppisch sind ein sicheres Indiz der damals fehlenden Rehe. Das Schalenwild, vor allem die Rehe, fressen (äsen) die jungen Eiben mit Vorliebe ab. Aufgrund der damaligen Kleinfelderwirtschaft, darf davon ausgegangen werden, dass der Bestand an Feldhasen gross war und mancher Hase landete gefrevelt in der Pfanne. Sorgen bereiteten den Bauern nach wie vor umherziehende Rotten von Wildschweinen.

Jagdpatent
für das Jahr 1868/69.

Jagdpatent von Johannes Schmid, Ismatt, Hedingen. (Bild Werner Abegglen)

Noch 1920 bis 1930 hatte sich der Gemeinderat Hedingen wiederholt mit Wildschweinschäden zu befassen. Hans Steinbrüchel-Zumsteg machte Ende März 1929 einen Schaden von 30 Franken auf der Allmend geltend. Bereits am 2. April des gleichen Jahres wurde dem Geschädigten schriftlich mitgeteilt, dass ihm diesbezüglich eine Entschädigung von 20 Franken zugesprochen werde und er den Betrag bei der Gemeindeverwaltung in Empfang nehmen könne. Mit jährlichen Verfügungen der Finanzdirektion des Kantons Zürich wurden damals erfahrene Patentjäger ermächtigt, in Gruppen die Jagd auf Wildschweine, zum Teil ausserhalb der ordentlichen Jagd, auszuüben. 1923 wurden unter anderen Ämtler Jägern die Hedinger Patentjäger Adolf Schmid, Adolf Stehli, Albert Spillmann und Theodor Wehrli unter der Leitung des Adolf Dubs, Briefträger, Affoltern, mit der Aufgabe der Wildschweinbejagung im Bezirk Affoltern betraut.

Nach einer heftig umstrittenen Abstimmung, die insbesondere bei den damaligen ländlichen Patentjägern Emotionen schürte, wurde 1929 im Kanton Zürich anstelle der Patentjagd die Revierjagd eingeführt. Bei der Revierjagd wird ein bestimmtes Gebiet (oftmals identisch mit dem Gemeindegebiet) an eine von Jägern gebildete Jagdgesellschaft verpachtet. Grundsätzlich konnte damals ein Jäger ein Revier alleine oder mit weiteren Jägern ersteigern. Viele einheimische und daher ortskundige Patentjäger waren gegen die neu eingeführte Revierjagd skeptisch und wollten oder konnten sich aus finanziellen Gründen nicht an einer Jagdpachtsteigerung beteiligen. Darum wurden bei vielen Bewerbergruppen einzelne finanzkräftige Jäger aus den Städten und von weit her zu den Steigerungen zugezogen. Bestandene, vor allem einheimische Jäger, spekulierten wegen ihres Wissens über die örtlichen Jagdgegebenheiten damit, dass sie entweder als nicht zahlende Pächter, als Wildhüter oder als Jagdgast Unterschlupf bei einer örtlichen Jagdgesellschaft fanden.

Kapitaler Keiler, geschossen am 8. November 1922. Während vieler Jahre als Trophäe im Gasthof Linde, Hedingen. (Bild Hans Lang)

Am 4. September 1929 wurde das Jagdrevier Hedingen, identisch mit dem Gemeindegebiet, anlässlich einer öffentlichen Steigerung der Bewerbergruppe, bestehend aus den Herren Hermann Knecht, Bierdepot, Affoltern, Adolf Dubs, Briefträger, Affoltern, Otto Wirth-Henggler, Luzern, R. Lampart, Luzern, und Albert Spillmann, Frohmoos, Hedingen, zum Gesamtpreise von 2 510 Franken pro Jahr, für acht Jahre verpachtet. Die gleiche Gruppe war bereits Pächterin des aargauischen Reviers Arni und nannte sich nun offiziell Jagdgesellschaft Hedingen-Arni. Es war zu dieser Zeit auch üblich, in Absprache mit den Gemeinden, bestimmte Jagdgebiete an Nachbarreviere abzutreten oder zu übernehmen.

1937 kam es nach acht Jahren zur ordentlichen Neuversteigerung aller Zürcher Reviere. Am 7. August hat eine örtlich bestens bekannte Bewerbergruppe, bestehend aus den Hedingern Gottlieb Schmid, Ismatt, Jakob Spillmann, Malermeister, – der spätere Gemeindepräsident –

und Gustav Schweizer, Bonstetten, das Revier Bonstetten gegen eine auswärtige Bewerbergruppe, die 100 Franken weniger bot, zum Pachtzins von 2 200 Franken pro Jahr erhalten. Das Revier Hedingen wurde zur gleichen Zeit wiederum dem Bevollmächtigten Hermann Knecht, Bierdepot, Affoltern, zugesprochen. Als Mitpächter unterschrieb neu der in Hedingen bereits bekannte Garagist und Feuerzeugfabrikant Konrad Hamberger, Interlaken, der seine Ferien jeweils während den Jugendjahren im Frohmoos verbracht hatte. Weitere Pächter wurden Dr. med. H. Petitpierre und M. Schubiger, ebenfalls aus Interlaken. Mit dem Pachtvertrag gab der Gemeinderat von Hedingen gleichzeitig sein Einverständnis zu der mit den Jagdgesellschaften von Affoltern a. A. und Bonstetten vereinbarten Aufteilung des Reviers Hedingen. Diese Übernahme, heute würde man Fusion sagen, trägt eindeutig die Handschrift von Jakob Spillmann, dem späteren Gemeindepräsidenten von Hedingen. Er verstand es auch später als langjähriger Obmann, in geschickten Verhandlungen zum Vorteil einer geregelten Jagd, das Revier Hedingen/Bonstetten zu arrondieren, sei es durch sinnvolle Gebietsabtretungen oder Grenzbereinigungen. Übrigens, das Revier Hedingen/Bonstetten umfasst auch heute noch praktisch die gleichen Grenzen wie früher. In den späteren Jahren sind aufgrund von Mutationen neue Pächter zur Jagdgesellschaft gestossen, einerseits Zürcher und immer in gleicher Anzahl Jäger aus dem Welschland und sogar aus dem Tessin, welche aufgrund der militärischen Beziehungen zu Jagdpächter Konrad Hamberger, Interlaken, zur Gesellschaft gestossen sind.

Zu dieser Zeit bildete der gesellschaftliche Umgang vieler Pächter untereinander, nebst der eigentlichen Jagd, eine wichtige Rolle. Es war damals für diese Kreise aus gesellschaftlichen Gründen wichtig, bei den Jägern zu sein. Heute findet man diesen Personenkreis eher beim Golfen, weil Jagen nicht mehr im Trend liegt. Die anstehenden Arbeiten einer Jagdgesellschaft, wie Wildfütterung, Bergung von Unfallwild auf der Strasse, Hochsitzbau usw. wurden damals zum grössten Teil von den durch die Jagdgesellschaft angestellten Jagdaufsehern ausgeführt. Die Jagdgesellschaft Hedingen/Bonstetten hat in den 30er-Jahren die Wildhut den beiden in Affoltern vereidigten Jagdaufsehern Heinrich Frei, Hedingen, und Adolf Dubs-Bär, Affoltern, übertragen.

Das Reh, heute das grösste wildlebende Säugetier unseres Mittellandes, hat im Verlaufe der letzten 80 Jahren erfreulich stark zugenommen. Noch bis Mitte des 20. Jahrhunderts mussten die Jagdgesellschaften des Kantons Zürich jedes Jahr bei der Gemeinde eine spezielle Bewilligung für den Abschuss von nicht führenden weiblichen Rehen einholen. Der Gesamtbestand beträgt seit langem im Kanton Zürich im Frühjahr rund 11 000 Tiere und darf als sehr erfreulich bezeichnet werden. Diese wildbiologisch noch vertretbare hohe Anzahl an Rehen bedingt jedoch heute eine gezielte Bejagung der jährlichen Zuwachsrate innerhalb aller Altersklassen. Das Reh ist somit neben dem Fuchs das wichtigste jagdbare Wildtier der neueren Zeit. Die Bejagung anderer noch jagdbaren Wildtiere hat an Bedeutung stetig abgenommen und ist heute als bedeutungslos zu bezeichnen.

Vor rund 50 Jahren wurde im Kanton Zürich die obligatorische Jagdprüfung eingeführt. Den alten, erfahrenen Jägern wurde sie erlassen, Neueinsteiger mussten sich aber einer ausführlichen Jagdprüfung unterziehen, welche im Verlaufe der Zeit immer anspruchsvoller wurde. Für Leute, die sich die Jagd als Hobby suchten, war dies eine zu aufwändige Aufgabe. Das Umfeld der Jagd hat sich stark verändert. Stellte die Revierjagd früher ein erholsames und offenbar auch exklusives Hobby dar, sieht sich der heutige Jäger wachsenden Anforderungen und Ansprüchen ausgesetzt. Er muss sich vermehrt mit ökologischen Problemen auseinandersetzen, die Wildschadenproblematik hat sich verschärft, und die Arbeitswelt stellt immer höhere Ansprüche an die Menschen. Die Be-

Werner Abegglen-Bollhalder, seit über 50 Jahren Wildhüter. (Bild Werner Abegglen)

treuung der Jagdreviere ist anspruchsvoll und verlangt von der Jägerschaft ein breites Wissen und einen hohen zeitlichen Einsatz. Innerhalb des Jagdreviers Bonstetten/Hedingen hat in den letzten dreissig Jahren eine kontinuierliche Wachtablösung stattgefunden. Das Revier Bonstetten/Hedingen und damit auch das Revier Arni/Islisberg werden seit Jahren durch fünf einheimische oder ortskundige Jäger betreut, es sind dies Werner Abegglen-Bollhalder, Schlieren, Wildhüter seit über 50 Jahren, Hans Lang, Wettswil, Pächter und Wildhüter seit 24 Jahren, Hans Stutz, Islisberg, Pächter seit 20 Jahren, Carl Johannsen, Wettswil, Pächter und Wildhüter seit sechs Jahren und Kurt Lützelschwab, Bonstetten, Pächter und Wildhüter seit fünf Jahren. Sie werden während des Jagdjahres durch einige Jagdgäste in der Arbeit und der Jagd unterstützt.

Die Jagd war und ist ein Abbild der jeweiligen menschlichen Gesellschaft und des Zeitgeistes im Umgang mit der Natur und in diesem Falle mit den wild lebenden Tieren. Die Jagd wird es immer in irgendeiner Form geben.

Literatur

Die Zürcher Jagd (Albert Lutz, 1963), Lockende Jagd (Louis Hugi, 1970), Gemeindearchive von Bonstetten und Hedingen

Bienen

Jack Stähli

Bienen sind die jüngste Gruppe der Hautflügler und haben sich gemeinsam und in voller Abhängigkeit mit den Blütenpflanzen entwickelt. Alle Bienen betreiben eine Brutpflege, indem sie ihre Brut entweder selbst versorgen oder – wie der Kuckuck – ein geeignetes Nest suchen, um ihre Brut dort von Pflegeeltern ernähren zu lassen. Es gibt verschiedene biologische Gruppen: Solitäre, soziale und schmarotzende Arten. Als Nahrung dienen sowohl den erwachsenen Bienen als auch deren Brut nur Produkte aus den Blüten: Nektar und Pollen. Etliche Bienenarten haben sich dabei auf nur wenige oder sogar nur eine einzige Blütenpflanze spezialisiert, um deren Pollen zu sammeln.

Wildbienen

Wildbienen sind keine Honigbienen, die geflüchtet sind, sondern deren wild lebende Verwandte. Sie leben alleine (solitär) und nicht in grossen Staaten wie die Honigbienen (sozial). Da sie keine grossen Nahrungsvorräte verteidigen müssen, hat sich ihr Stachel im Laufe von Jahrtausenden zurückgebildet. Jedes Einsiedler-Weibchen trägt Nektar und Blütenstaub in ihr Nest, legt ein Ei dazu und verschliesst die Brutzelle. Die Bienenlarve ernährt sich selbstständig von diesem Proviant und verlässt im darauf folgenden Frühjahr die Brutzelle. Ohne sichere Hohlräume aber können die Weibchen keine Kinderstuben einrichten. Entsprechend der Vielfalt der Wildbienen und Einsiedlerwespen gibt es auch die unterschiedlichsten Nestbauten. Viele Arten legen ihre Nester in der Erde an, wo sie Gänge graben und darin kleine Zellen bauen, in denen sie den Nahrungsvorrat lagern und die Eier legen. Andere nisten oberirdisch in Bohrgängen von Käfern in alten Baumstämmen, wieder andere nutzen trockene Schilf- und andere Pflanzenstängel oder abgestorbene Brombeerruten. Eine spezielle Nistweise ist die Anlage von Nestern in Erdabbrüchen, wie sie früher an natürlichen Fluss- und Bachläufen vorkamen.

Wildbiene (Bild Beat Wermelinger, WSL[9])

Wildbiene (Bild Beat Wermelinger, WSL)

Wildbiene (Bild Beat Wermelinger, WSL)

[9] WSL: Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft, Birmensdorf

Die meisten Wildbienen leben nur etwas länger als einen Monat; in dieser Zeit müssen sie Hochzeit feiern, ein neues Brutnest anlegen und die Brut ausreichend versorgen, um das Überleben der Art zu ermöglichen. Die jungen Bienen liegen dann bis zum nächsten Jahr geborgen in ihrer Zelle. Wildbienen sind sehr nützliche Tiere – und sind gar nicht lästig – sie stechen nicht!

Anleitung zum Bau von Nisthilfen für Wildbienen
Als Ersatzlebensraum dienen dieser Bienengruppe heute Nisthilfen (Hilfe durch Menschenhand gefertigt) aus abgelagertem Hartholz (Buche, Eiche, Obstbäume), das nicht mit Holzschutzmitteln behandelt sein darf. In das beliebig grosse Holzstück, das eine Tiefe von ca. 10 cm hat, werden Gänge von 2 bis 10 mm Durchmesser gebohrt. Die Bohrtiefe hängt dabei von der Bohrerlänge ab, die man ganz nützt. Bohrweiten von 3 bis 6 mm sollten zahlenmässig überwiegen. Um Risse entlang der Niströhren zu vermeiden, muss zwischen den Bohrgängen über 4 mm mindestens 2 cm Abstand eingehalten werden. Die quer stehenden Fasern an den Lochöffnungen sind mit Schmirgelpapier zu beseitigen, denn zugefaserte Gänge werden selten besiedelt. Ist das Bohrmehl aus den Gängen geklopft, können die bezugsfertigen Wohnungen aufgehängt werden (an sonnigen Stellen). Sie dürfen nicht baumeln, die Gänge sollten waagrecht liegen und müssen von den Insekten frei anzufliegen sein, dürfen also nicht von Geäst und Blättern verdeckt sein. Da Feuchtigkeit durch Verpilzung die eingetragene Nahrung und die kleinen Helfer schädigt, ist ein regengeschützter Standort nötig, bzw. ein Regenschutz anzubringen. Stellen Sie ihre Nisthilfen so auf, dass Sie die faszinierende Lebensweise der solitären Bienen und Wespen gut beobachten können. Besonders Balkone und Terrassen bieten sich an. Alle Bewohner dieser Nisthilfen sind absolut friedfertig, niemand braucht Angst vor ihnen zu haben. Marmelade und Kuchen interessieren sie nicht. Bei Bienennisthilfen ist keinerlei Pflege nötig. Die fleissigen Insekten säubern alte, verlassene Nester selbst und beziehen sie dann neu. Im Winter bleiben die Wohnhäuser unserer kleinen Freunde draussen, denn die Tiere sind gegen Frost unempfindlich. (In warmer Umgebung würden sie vorzeitig schlüpfen und zugrunde gehen.) Ist eine Nisthilfe ausgebucht, sollte angebaut werden!

Im Gegensatz zu den meisten Wildbienen, die solitär sind, leben Hummeln und Honigbienen sozial in kleinen Staaten und produzieren zum Nestbau körpereigenes Wachs, woraus sie ihre Vorrats- und Brutzellen formen.

Die Honigbiene wird zur Zeit als der wichtigste Bestäuber angesehen. Ihr Bestand hat jedoch in den letzten Jahren immer stärker abgenommen, da den Imkern der Nachwuchs fehlt, und viele Völker durch den Befall mit der Varroamilbe zugrunde gehen. Um die Erträge im Obstbau langfristig zu sichern, müssen andere Bestäuber in das Bestäubungsmanagement aufgenommen werden.

Auch wenn Wildbienen im öffentlichen Bewusstsein nicht die Popularität der Honigbienen geniessen, leisten sie dennoch ebenso wichtige und unentbehrliche Bestäubungsdienste. Während Honigbienen aufgrund ihrer grossen Volksstärke in erster Linie an grossen Blütenansammlungen (Massentrachten, die Tracht ist das, was von den Bienen eingetragen wird) interessiert sind, werden von den Wildbienen viele von der Honigbiene vernachlässigte Blütenpflanzen, darunter auch seltene und gefährdete Arten, bestäubt.

Zwischen Wildbienen und Blüten besteht eine gegenseitige existentielle Bindung. So ernähren sich erwachsene Bienen überwiegend von zuckerhaltigem Nektar, während der Pollen als

Eiweissquelle für die Larvenaufzucht unersetzlich ist. Viele Arten können nur den Pollen ganz bestimmter Pflanzenarten verwerten, daher sind Wildbienen auf das Vorhandensein eines reichhaltigen und vielfältigen Blütenangebots angewiesen. Sie sind bei der Bestäubung einer Vielzahl von Wild- und Kulturpflanzen von entscheidender Bedeutung.

Schon vor über 100 Jahren wurden Wildbienen als Kulturpflanzenbestäuber gezielt verwendet. Wäre die Bestäubung von Kultur- und Wildpflanzen ausschliesslich von einer einzigen Art (wie z. B. der Honigbiene) abhängig, bestünde ein hohes Risiko, dass durch eine Krankheit oder Parasitenbefall – man denke an die Varroamilbe – sich das Bestäubungspotential gravierend verringerte. Eine Einführung fremdländischer Bienenarten ist allerdings abzulehnen, da die Konsequenzen mit Einschleppung von Krankheitserregern sowie Verwilderung und damit Konkurrenzdruck auf heimische Arten nicht vorhersehbar und kaum rückgängig zu machen wären. Viel wichtiger ist es, die Lebensverhältnisse der ansässigen Arten zu verbessern.

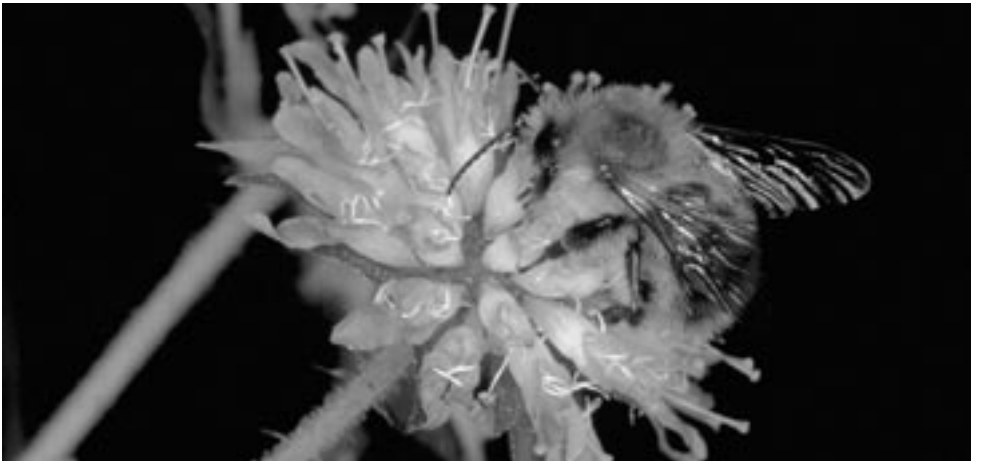
Allein in Deutschland leben rund 550 Bienenarten – davon ist die Hälfte auf der Vorwarn- oder Roten Liste. Ein paar Dutzend sind schon ausgestorben, weil ihnen durch die aufgeräumten Landschaften die Nahrungsgrundlagen und die Nistmöglichkeiten entzogen worden sind.

Wildbienen und Hummeln bestäuben auch bei schlechtem Wetter. Die domestizierte Honigbiene (Apis mellifera) ist zwar ebenfalls ein wichtiger Bestäuber, doch ist sie nur bei solchen Pflanzen effektiv, welche für sie attraktive Nahrungsquellen darstellen und sich für das Volk lohnen. Seltene oder verstreut wachsende Pflanzenarten oder solche mit schwierig zu bedienenden Blüten (z. B. kleine Blüten oder Blüten mit langen Kronröhren) werden dadurch vernachlässigt und müssen durch angepasste Wildbienenarten bestäubt werden. Bei Regen oder kühler Witterung (unter 12 °C Lufttemperatur) sind Honigbienen weniger aktiv. Somit ist die Bestäubung von Kulturpflanzen allein durch Honigbienen nicht immer gewährleistet. Dass z. B. im kühlen und regenreichen Frühjahr 2001 überhaupt noch eine nennenswerte Bestäubung der Obstbäume stattfand, verdanken wir überwiegend den Mauerbienen oder Hummeln, welche zu den Wildbienen gehören. Die Gehörnte Mauerbiene sammelt bereits bei 8 °C, Hummeln sind auch noch bei Temperaturen in Gefrierpunktnähe (2 °C) und bei Regen aktiv.

Hummeln

Hummeln sind eine artenreiche Gattung gesellig lebender Bienen. Sie sind plump, dicht behaart und oft bunt gefärbt. Es besteht in Färbung, Grösse und Fühlerlänge ein beträchtlicher Unterschied zwischen Männchen, Königinnen und Arbeiterinnen; nur die letzteren beiden stechen, sind aber nicht stechlustig. Die Koloniegründung erfolgt im Frühjahr durch ein befruchtetes Weibchen (Königin), das überwintert hat und in ober- oder unterirdischen Hohlräumen aus Wachs und Pflanzenteilen eine Nesthülle herstellt mit einigen Wachszellen für die erste Brut. Die darin aufgezogenen Arbeiterinnen übernehmen den Ausbau des Nestes, die Brutpflege und die Nahrungsbeschaffung. Später erscheinen fortpflanzungsfähige Männchen und Weibchen; die alte Königin, die Arbeiterinnen und – nach der Paarung – auch die Männchen sterben ab, es überwintern an geschützten Stellen einzeln die befruchteten jungen Weibchen. Der Hummelstaat ist also einjährig.

Bekannte Hummelarten sind: *Erdhummel, Feldhummel, Gartenhummel und Steinhummel*. Die Steinhummel z. B. sammelt im Frühjahr zwar eifrig an Obstbäumen, braucht aber als Staaten bildende Art während der gesamten Vegetationsperiode kontinuierlich Blüten.



Hummel (Bild Beat Wermelinger, WSL)

Hummeln sind wichtige Blütenbefruchter
Unter dem Namen *Schmarotzerhummeln* werden hummelähnliche Bienenarten zusammengefasst, die keine eigenen Kolonien bilden, sondern sich in Hummelnester einschleichen. Sie legen Eier im Nest ihrer Wirtshummel ab und lassen von dieser ihre Brut aufziehen.

Konkurrenz zwischen Wild- und Honigbienen
Angesichts der enormen Individuenzahl von Honigbienen und ihres massenhaften, zum Teil schlagartigen Auftretens an bestimmten Orten durch die Wanderimkerei, ist zu vermuten, dass sie einen merklichen Konkurrenzdruck auf die ansässigen Wildbienenarten ausüben. Hierfür gibt es einige unzweifelhafte Belege. So wurde festgestellt, dass die Reproduktionsrate der Luzerne-Blattschneiderbiene bei Anwesenheit von Honigbienenvölkern um mindestens die Hälfte reduziert wurde. Ebenso wurden Verdrängungseffekte bei der Heidekraut-Seidenbiene durch Honigbienen in zunehmender Nähe zu den Bienenständen festgestellt. Konkurrenz tritt vor allem dann auf, wenn in der Landschaft eine generelle Blütenarmut herrscht. Die wenigen Blüten produzieren nur eine begrenzte Menge an Pollen und Nektar, und bei einer grossen Anzahl an Blütenbesuchern versiegen diese Nahrungsquellen rasch. Es kommen besonders spezialisierte Bienenarten zu kurz, deren lebensnotwendige Nahrungspflanzen auch von der Honigbiene besucht werden. Gerade aktuell gefährdete Bienenarten können hierdurch stark betroffen werden, da sie in der intensiv genutzten Kulturlandschaft kaum mehr Lebensräume zum Ausweichen vorfinden. So ist es oftmals erforderlich, die Imkerei in Naturschutzgebieten mit Vorkommen von gefährdeten Wildbienenarten einzuschränken. – Blütenarmut trifft Honig- und Wildbienen.

Honig
Der von Bienen verarbeitete Blütensaft spielte früher auch als Heil- und Schönheitsmittel eine grosse Rolle. Im alten Ägypten war Honig Bestandteil von Mitteln gegen Skorpionbiss und Vergiftung

durch Leichengift. Er wurde in Tempeln geopfert und auch bei der Purpurfabrikation (Purpur: Eine bläuliche Rotfarbe, Sinnbild der Herrschermacht, z. B. Kardinal) verwendet. Vielfach wurde der Honig als Dämonen abwehrendes und Fruchtbarkeit förderndes Mittel angesehen, da er von der Biene stammt – nach frühzeitlichem Glauben einem «Seelentier», in das sich Seelen verwandeln können. Wein und Honig, allein oder gemischt, galten bei den Griechen fast als Universalheilmittel. Die Bedeutung der Honig- und Wachsproduktion war im Mittelalter enorm. Viele Rechtsstreite belegen dies.

Bis zur Erfindung der Honigschleuder war die Gewinnung vielfältig.

- Presshonig: durch kaltes Pressen der Waben.
- Seimhonig: durch vorheriges Erwärmen der Waben.
- Stampfhonig: durch Einstampfen der Waben. Alle diese Sorten sind verunreinigt und trübe und schmecken nach Pollen und Wachs.
- Tropfhonig, Senkhonig oder Leckhonig heisst der aus den erwärmten Waben ausgelaufene Honig.
- Schleuderhonig erfordert mobilen Betrieb mit herausnehmbaren Rähmchen. Nach Entdeckeln der Zellen werden die Rähmchen in einer Schleudermaschine ausgeschleudert. Diese Honigarten dürfen nur aus brutfreien Waben genommen werden und müssen frei von irgendwelchen Rückständen sein.
- Scheiben- oder Wabenhonig in unbebrüteten, frisch gebauten Waben ist am reinsten und teuersten. Geklärt wird der Honig durch Sieben. Beim Wiederverflüssigen darf er nicht über 54 °C erwärmt werden.

Die Zeidelweide, das Nutzungsrecht an den wild lebenden Honigbienen, war in früheren Zeiten ein einträgliches Geschäft, das in Bayern und Österreich bereits im 8. Jahrhundert urkundlich belegt ist. Wer in einem Baum einen Bienenschwarm fand, schlug aus dem Stamm einen Span heraus und legte diesen dem Grundherrn vor. Zur Zeit der Honigentnahme suchten Finder und Knecht des Grundherrn jenen Baum auf. Liess sich der Span problemlos in die Kerbe einfügen, war der Finder als solcher anerkannt, und die Honig- und Wachsausbeute wurde zwischen Finder und Grundherrschaft geteilt. Um den Bienen das Überleben im Winter zu sichern, musste etwa ein Drittel der Ernte im Stock zurückbleiben.

Aus diesen anfänglich zufälligen Funden wilder Bienenschwärme entwickelte sich im Laufe der Zeit ein eigenes Gewerbe, die Wildhonigbienenzucht. Alten Bäumen wurden in verschiedenen Höhen 90 cm hohe, 6 cm tiefe und 10 cm breite Löcher, sogenannte «Beuten», in den Stamm gemeisselt, diese mit frischem Wachs und Bienenkraut (z. B. Melisse) ausgestrichen und zuletzt mit einem Brett samt Flugloch zugenagelt. Allerdings wurde nur etwa jede dritte künstliche Höhle von den Bienen angenommen. Neben der Linde waren auch Eiche und Kiefer begehrte «Beutebäume». An weiteren möglichen Trachtbäumen wie Salweide, Faulbaum, Eiche und Hasel mangelte es in den Wäldern ebenfalls nicht.

Weil durch die so gesetzten grossen Verletzungen die Gefahr der Vermorschung bestand und die Beutebäume allzu leichte Sturmopfer abgaben, astete man Bienenbäume nicht nur auf, sondern kappte oft die ganze Krone und deckte die Wunde mit Birkenrinde ab. In entlegeneren Wäldern erhielten die Bäume gar einen eisernen Stachelkranz um den Stamm, um die Bären abzuhalten. Nach einem Bericht aus dem Jahre 1537 soll in Altpreussen ein Bär 45 Beuten ausgefressen haben. Um vor allem menschliche Honigdiebe zu vertreiben, wurde mancherorts gar ein Knecht als «Bienert» (Bienenwart) abberufen.

Der Zeidler (Waldbienenzüchter) nimmt den Honig der beflogenen «Beuten» aus. In der Mitte des Bildes befindet sich ein Nürnberger Zeidler in seiner Zunfttracht aus dem Jahre 1356. (Bild «Zedler's Universal-Lexicon, 1740).

Kulturgeschichte der Biene und deren Symbolik

Von Aristoteles und Vergil wird die antike Vorstellung überliefert, dass die Bienen ihre Brut nicht zeugen, sondern von den Blüten sammeln. Auf Grund dieser Vorstellung wurde die Biene von der christlichen Welt als Symbol der Jungfräulichkeit und der jungfräulichen Geburt betrachtet. Der Bienenkorb erscheint häufig auf Marienbildern. Die Biene galt als Sinnbild der Unschuld, bei den Neuplatonikern als Symbol der Seele.

Dass schon in den frühesten Zeiten Honig und Wachs der Bienen verwendet wurden, zeigen ein Wandbild aus einem Tempel von Catal Hüyük aus dem 7. Jahrtausend v. Chr. und die etwa gleichaltrige Darstellung von Honigsammlerinnen in einer ostspanischen Höhle aus der mittleren Steinzeit. Im alten Ägypten wurde die als Hieroglyphe erscheinende Biene bereits als Haustier in Tonröhren gehalten. Auch im Koran und in der Bibel werden die Biene und der Honig erwähnt. Weit verbreitet war die Bienenhaltung im alten Griechenland. Darstellungen von Bienen auf Gemmen (Schmuckstein mit eingeschnittenem Bild) und Münzen, auch kleine griechische Goldfigürchen von Bienen sind bekannt. Die Römer machten die Germanen, die vorher den Honig wilder Bienen als Süssstoff und zum Met verwendeten, mit der Bienenhaltung bekannt. Honig war im Altertum das einzige Süssungsmittel und behielt dieses Privileg bis ins späte Mittelalter.

Auch das Wachs war jahrhundertelang durch kein anderes Produkt zu ersetzen und wurde erst 1824 nach der Erfindung des Stearins (aus Fetten hergestellt) entbehrlich. Bis dahin jedoch war Bienenwachs unabdingbarer Grundstoff für Kerzen, Siegel und Schreibtafeln.

Die Entwicklung der Imkerei aus der Zeidlerei vollzog sich langsam. Nach einem alten Gewohnheitsrecht wurde jener Stammteil eines vom Sturm gefällten Bienenbaumes, der die Beute enthielt, dem Zeidler überlassen. Diese «Klotzbeuten» genannten Stammteile zog man ursprünglich an Bäumen hoch, später stellte man sie im Wald auf. Weil auf diese Weise das Bienenvolk plötzlich vom lebenden Baum unabhängig geworden war, konnten die Bienenzüchter ihre Klotzbeuten in

Altertümliche Bienenkästen wie Klotzbeuten (Teneriffa 2005, Bild Martin Kehrer)

Die Zeidlerei wurde hoch besteuert, und so wurde die abgabenfreie Hausbienenzucht bald lukrativer und breitete sich schnell aus. Verantwortlich für den endgültigen Niedergang der Zeidlerei waren aber noch zwei Dinge: Mit der Reformation sank der Wachsverbrauch der Kirche erheblich und Rohrzucker liess sich mit der Zeit immer billiger produzieren.

Honigbienen (Immen)

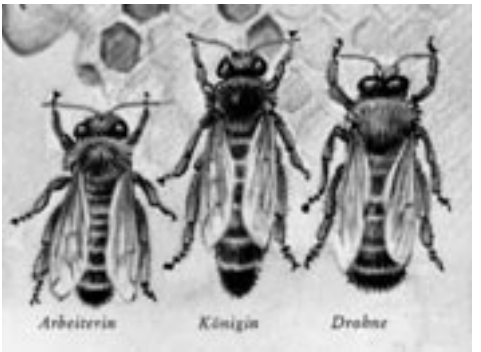
Die ursprüngliche (fossile) Biene, mit grosser Ähnlichkeit zur heutigen Honigbiene, ist vor rund 30 Mio. Jahren nachgewiesen. Das Verbreitungsgebiet der Bienen war Europa, Afrika und das nörd-

Honigbiene (Bild WSL)

Honigbiene (Bild WSL)

liche Asien. Der Mensch hat die zahlreichen geografischen Rassen über die ganze Welt verbreitet. Wirtschaftlich wichtig sind die dunkel gefärbte deutsche, die helle italienische, daneben die krainische, kaukasische und afrikanische Rasse.

Bei den Honigbienen gibt es drei verschiedene Erscheinungsformen:
Die Königin, die Arbeitsbienen, beide weiblicher Natur, und die männlichen Drohnen. Die Königin und die Arbeitsbienen entspringen beide befruchteten Eiern, die Drohnen hingegen nur unbefruchteten. Das bedeutet u.a., dass die Drohnen keinen Vater haben, dafür einen Grossvater. Alle Bienen, abgesehen von der Königin, sind Geschwister und haben eine gemeinsame Mutter, die Königin. Nur die Königin ist im Volk in der Lage, Eier zu legen.



(Bild Wilhelm Eigener: Enzyklopädie der Tiere)

Die Königin
Körperlänge: 20 bis 25 mm, Masse: etwa 0,23 g
Die Königin, auch Weisel genannt, ist grösser als eine normale Arbeitsbiene. Ausserdem besitzt sie keine Pollensammelvorrichtung an den Hinterbeinen, wie sie die Arbeitsbienen haben, und ihr Stachel hat im Gegensatz zur Arbeiterin weniger Widerhaken. Die Königin verfügt über keine Wachsdrüsen, aber dafür sind die Geschlechtsorgane stark ausgebildet. Sie ist das einzige Bienenwesen, welches mehrere Jahre leben kann. Ihre Aufgabe ist darauf beschränkt, Eier zu legen (1500 am Tag, eine Steigerung auf 3000 ist legefreudigen Tieren möglich). Sie sorgt somit allein für den Erhalt des Bienenvolkes. Für die Harmonie und die Aktivität eines Bienenvolkes ist die Anwesenheit der Königin dringend nötig. Sie scheidet einen Duftstoff ab (Pheromon[10]), welcher von den Hofstaatbienen durch körperlichen Kontakt im ganzen Stock verbreitet wird. Verschwindet dieser Duft aus dem Bienenvolk, so reagieren die Bienen hierauf und ziehen eine neue Königin heran. Die Bienen bauen hierzu für sie eine grössere, tonnenförmige Zelle, die Weiselzelle. Nach dem Schlüpfen beginnt die Königin mit ganz charakteristischen Tönen zu «rufen». Befinden sich noch weitere Königinnen in anderen Weiselzellen, so «antworten» ihr diese und werden dann, sofern die frisch geschlüpfte Königin nicht von den

[10] Pheromone steuern das geregelte Zusammenleben des Bienenvolkes und rufen die typischen Verhaltensweisen oder Veränderungen hervor. Seit 1975 kennt man aufgrund der Wirkung und des Aufbaus drei Pheromone:
1. Ein Substanzgemisch aus den Drüsen der Königin, das auf die Arbeiterinnen wirkt und ihr Verhalten bestimmt, den Schwarmvorgang regelt und als Lockstoff beim Paarungsvorgang dient.
2. Ein Alarm-Pheromon wird von erregten Arbeiterinnen beim Stechvorgang zur Markierung zwecks Verfolgung des Feindes und der Alarmierung der übrigen Stockbienen abgegeben.
3. Als «Attraktiv-Pheromon» dient eine Mischung aus einer Hinterleibsdrüse der Arbeiterinnen, und eine Fächelbewegung der Flügel sorgt für die Verteilung.

Es sind auch Pheromone (Sexuallockstoffe), die bei Schadinsekten zur Bekämpfung erforscht und eingesetzt werden (z. B. Borkenkäferfallen).

Bienen abgehalten wird, von ihr durch das Öffnen der Zellen blossgelegt und abgestochen. Ein paar Tage nach dem Schlüpfen begattet sich die Königin in mehreren Flügen mit Drohnen in der Luft und füllt somit ihre Samenblase, welche im Allgemeinen bis zum Lebensende reicht. Im Stock wird die Königin die ganze Zeit von mehreren Arbeitsbienen (Hofstaat) begleitet, welche die Königin pflegen, putzen und füttern. Gerade beim Putzen werden die für das Volk so wichtigen Pheromone aufgenommen und verbreitet.

Die Arbeitsbienen
Körperlänge: 12 bis 14 mm, Masse: etwa 0,1 g
Die Arbeiterinnen bilden die eigentliche Masse des Bienenvolkes. In unseren Breiten geht ein Bienenvolk mit ca. 10 – 15 000 Bienen über den Winter, während zur Zeit des Höhepunktes im Sommer ein Volk bis zu 80 000 Bienen zählen kann. Die Arbeitsbiene ist zwar ein weibliches Tier, dennoch kann sie im Normalfall keine Eier legen. Nur in Ausnahmefällen, wenn die alte Königin verloren gegangen ist, erlangen einige Arbeiterinnen die Fähigkeit, Eier zu legen. Da diese jedoch unbefruchtet sind, entstehen daraus nur Drohnen. Man sagt, das Volk ist «buckelbrütig», da die Brut bucklig aussieht.

Während der Monate April bis Juli leben Arbeitsbienen als Sommerbienen ca. 6 Wochen, schlüpfen sie jedoch im August oder September, so leben sie als Winterbienen bis zum Frühjahr. Die Arbeitsbienen verrichten alle Arbeiten im Stock. Dabei bedienen sie sich einer altersspezifischen Arbeitsteilung. Die jungen Bienen verrichten bis zum 20. Lebenstag alle Arbeiten innerhalb des Stockes (putzen, füttern der Maden). Später haben sich die Wachsdrüsen an der Unterseite des Bauches vollständig entwickelt. Sie werden zu Baubienen und können das Bienenwachs «ausschwitzen». Nach drei Wochen treten einige Bienen als Wächterinnen an und verteidigen das Volk vor Eindringlingen. Dabei kontrollieren sie auch die ankommenden Sammlerinnen auf ihre Zugehörigkeit zum Volk. Erst dann werden sie endlich bis zum Tode Flugbienen und sammeln Nektar, Pollen, Honigtau, Wasser oder Propolis (Wabenbaustoffe).

Die Drohnen
Körperlänge: 15 bis 17 mm, Masse: etwa 0,196 g
Die Drohnen haben im Bienenvolk keine Aufgabe, ausser eine Königin zu begatten – das können aber die wenigsten im Laufe ihres Lebens. Im Herbst werden alle Drohnen als Schmarotzer im Zuge der «Drohnenschlacht» von den Arbeiterinnen getötet (einige Hundert). Sie sind im Bienenvolk leicht erkennbar (bucklig) und als Brut in grossen Zellen. Ein Drohn lebt in der Regel 24 Tage, wenn er nicht vorher bei einer Paarung stirbt. (Begattungsfähig ab dem 12. Tag.) Sympathisch sind die Drohnen, weil sie keinen Stachel haben.

Das Bienenvolk als Einheit ist mehr als die Summe seiner Individuen. Es ist eine funktionelle Gemeinschaft, sinnvoll in Geschlechter und Kasten aufgeteilt und abgestimmt, so dass es eine harmonische Ganzheit bildet. Auf den ersten Blick mag es so aussehen, als ob die Königin allein regierte; im Grunde ist sie jedoch eine «Sklavin» der Arbeiterinnen. Zwar kann das Bienenvolk ohne die Königin nicht existieren, aber die Arbeiterinnen entscheiden z. B., ob die Königin viele oder wenig Eier legen soll, indem sie ihr die nötige Futtermenge zumessen. Sie regeln den Nachwuchs von Geschlechtstieren durch Errichtung der nötigen Larvenwiegen und Pflege. Sie kontrollieren die Temperatur im Volk: Kühlen durch Wasserverdunstung und Fächeln am Flugloch, Wärmen durch Muskelzittern. Die einzelne Biene ist unbedeutend, erst das Volk als Einheit ist zu fantastischen Leistungen fähig.

Das Bienenjahr läuft nicht mit dem unseres Kalenders. Im August und September haben die Bienen die letzte Möglichkeit, einen Futtervorrat für den Winter anzulegen. Durch die hohe Legeleistung der Königin wird für eine grosse Anzahl an langlebigen Winterbienen gesorgt (6 – 8 Monate), bevor das Volk in die Winterruhe geht. Nach dem Schlüpfen der letzten Brut im Oktober, bilden die Bienen eine Wintertraube, d. h. sie schliessen sich auf den Futterwaben eng um die Königin zusammen und erzeugen durch Muskelzittern Wärme. So entstehen trotz Minusgraden am Rande der Traube ca. 15 °C und im Zentrum um die Königin ca. 25 °C. Bienen, die aussen an der Traube sind und kalt haben, drängen nach innen und bewahren sich so vor dem Erfrieren.

Mitte Februar beginnt ein neuer Abschnitt im Leben des Bienenvolkes. Durch eine erhöhte Legeleistung der Königin und das Einsetzen der Frühtracht entwickelt sich das Volk rasch. Im Mai, nach der Aufzucht von Geschlechtstieren, den Drohnen und Königinnen, teilt sich das bisherige Volk. Die eine Hälfte des Volkes, die mit der alten Königin, zieht als Schwarm aus, hängt sich an einen Ast oder Ähnliches und sucht eine «neue Wohnung». Im Restvolk schlüpft nun eine neue Königin und nach der Begattung übernimmt diese die Aufgaben der alten Königin. Es können auch Jungköniginnen schwärmen (ungeschlechtliche), sie werden später auf Hochzeitsflügen begattet.

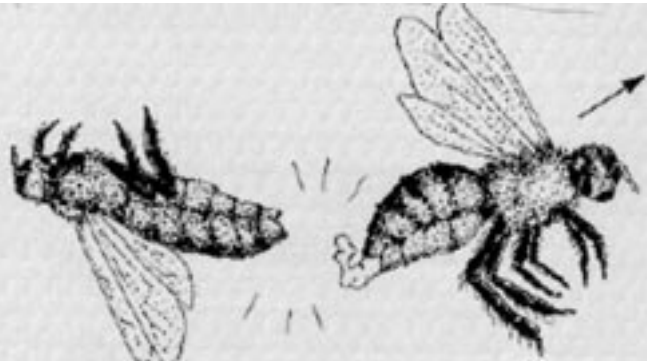
Am Ende des Bienenjahres werden alle Stockinsassen, die für die Überwinterung und Entwicklung im kommenden Frühjahr eine Belastung bedeuten, also alte, abgearbeitete Bienen, Drohnen und Drohnenbrut beseitigt und aus dem Stock entfernt. Das zeigt, dass ein Volk in guter Verfassung ist.

Die Bienen haben verschiedene Wahrnehmungs- und Sinnesorgane

- Der Lichtsinn (Die Biene ist auch in der Lage, bei bedecktem Himmel den Sonnenstand zu ermitteln und sich so orientieren zu können.)
- Chemische Sinne (Geruchs- und Geschmackssinn)
- Mechanische Sinne (Sinneswahrnehmungen durch Druck, Zug, Stoss, Vibration, Windbewegung; Tastsinn und Schweresinn befähigen die Bienen, bei völliger Dunkelheit im Stock einen senkrechten Wabenbau zu erstellen.)
- Thermischer Sinn (lebensnotwendig für die empfindliche Bienenbrut, da die Temperatur im Bienenstock nahezu konstant gehalten werden muss.)

Schwarm (Bild Jack Stähli / Internet)

Schwarm (Bild Jack Stähli / Internet)



Rechts: die junge Königin nach der Begattung (Bild Jack Stähli / Internet)
Die Begattung kostet den Drohnen das Leben – sein Begattungsorgan dringt in die Stachelkammer der Königin und wird nach der Samenabgabe ausgerissen. Vor der nächsten Begattung wird die Königin vom Hofstaat geputzt.

Die Verteidigung des Volkes wird ausschliesslich von den Arbeiterinnen erledigt. Je älter die Bienen werden, umso niedriger wird die Reizschwelle, so dass schnelle Bewegungen, unangenehme Gerüche und Erschütterungen um den Stock den Abwehrvorgang aktivieren. Die höchste Alarmbereitschaft zeigen die Wächterinnen am Flugloch. Die Stechlust der Bienen ist zum Teil erblich bedingt, weshalb der Imker immer bestrebt ist, sanftmütige Bienen zu züchten. Das Abwehrverhalten ist notwendig, da es viele Räuber auf die kostbaren Honigvorräte oder auch auf die nahrhafte Bienenbrut abgesehen haben. Artgenossen aus andern Völkern gelten als Eindringlinge und werden abgestochen, falls sie nicht die Wächterinnen durch Futtergabe «bestechen». Ein Volk, das aus irgend welchen Gründen seinen Stock verlassen muss, kann in das Nachbarvolk überwandern, indem es mit ausgestülpten Duftdrüsen und lebhaftem Fächeln und als Masse die Wächterinnen irritiert. Ausserhalb des Bienenstockes benutzt die Biene ihren Stachel lediglich zur Selbstverteidigung.

Bienenstachel mit Gifttropfen
(Bild Jack Stähli / Internet)

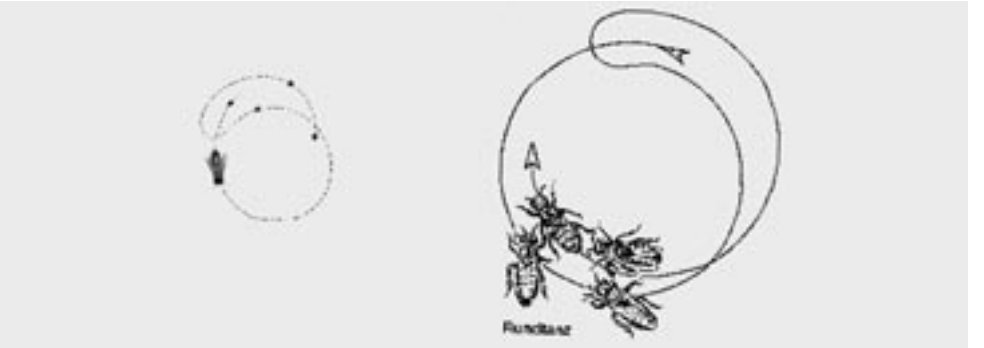
Sticht die Biene eine elastische Haut, z. B. den Menschen, so kann sie ihren Stachel aufgrund der Widerhaken nicht unbeschadet herausziehen. Beim Versuch reisst sie sich den gesamten Stachelapparat aus dem Hinterleib heraus, und der Stachel treibt mittels der Stechmuskulatur (der ausgerissene Stachel trägt einen eigenen Nervenknoten) immer tiefer in die Haut hinein und pumpt gleichzeitig das Gift aus der Giftblase in sein Opfer. Es wird so auch markiert und weitere Bienen werden zum Stechen und zur Verfolgung alarmiert.

Der Bau der Waben
Die Hauptzeit der Bautätigkeit liegt im Frühjahr, wenn das Volk in aufstrebender Entwicklung ist. Eine besonders starke Bautätigkeit entfaltet ein Schwarm, denn er muss sich möglichst schnell ein Nest erschaffen. In kürzester Zeit werden mehrere Waben freihängend gebaut. Zum Bau der Waben ketten sich die Bienen zusammen (Bautrauben), mit den Köpfen nach oben gerichtet. Sie schwitzen Wachs aus, streifen es mit der Fersenbürste der Hinterbeine ab und reichen es nach vorne zu den Mundwerkzeugen des Kopfes, wo es geknetet und bearbeitet wird. Die Biene heftet sodann selbst das Wachsklümpchen an die entstehende Wabe an. Die sechseckigen Zellen des Wabenbaus werden nicht Zelle für Zelle gebaut, sondern sie wachsen als Muster mit höchster Stabilität bei gleichzeitig geringstem Materialverbrauch. Der Wabenbau dient einerseits als Lagerstätte für Honig und Pollen, andererseits zur Aufnahme der Bienenbrut. Zum Bauverhalten gehört auch das Verschliessen der Zellen spinnreifer Maden mit einem luftdurchlässigen Deckel, sowie das Verschliessen reifen Honigs mit einem luftdichten Deckel.

Die Pheromonabgabe der Königin regelt entscheidend den Arbeitsablauf innerhalb des Bienenvolkes. Der Geruch eines Bienenvolkes ist für die Verständigung sehr wichtig und für das einzelne Tier ein Pass (Code).

Eine besondere Art der «Sprache» zwischen den Bienen hat sich im Gebiet der Nahrungssuche entwickelt. Da es vollkommen unökonomisch wäre, wenn alle Bienen gleichzeitig suchen würden, fliegen jeden Tag nur etwa 3 – 4% aller Bienen aus, um neue Trachtquellen zu suchen. Diese Bienen sind in der Lage, den andern gute Sammelorte mitzuteilen. Dafür bedienen sie sich zwei verschiedener Tänze, dem *Rundtanz* und dem *Schwänzeltanz.*

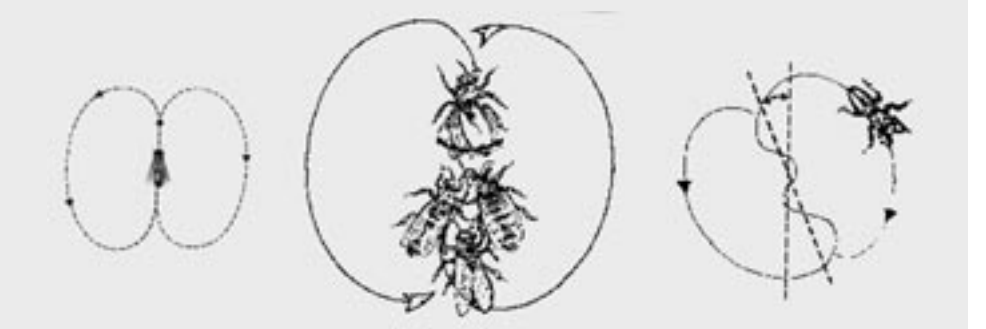
Rundtanz bedeutet Trachtquellen in der Nähe (ca. 100 m Radius).



Rundtanz (Bild Jack Stähli / Internet)

Durch Mittanzen der andern interessierten Bienen (im Stock ist es absolut dunkel) und Aufnahme des Nektars von der Trachtquelle werden weitere Informationen wie Geruch übermittelt. Ausserdem beschreibt die Heftigkeit, mit der der Tanz ausgeführt wird, wie ergiebig die Fundstelle ist. Dementsprechend wird die nötige Anzahl Bienen ausfliegen.

Schwänzeltanz bedeutet Trachtquellen in grösseren Entfernungen (ca. 5 km Radius).



Schwänzeltanz | Schwänzeltanz | Schwänzeltanz, Winkel zum Sonnenstand

(Bilder Jack Stähli / Internet)

Charakteristisch sind die heftigen Schwänzelbewegungen des Hinterleibs im Mittelstück des Tanzes. Mit dem Schwänzeltanz wird ausserdem die Richtung zur Trachtquelle angegeben (Winkel zwischen Trachtquelle und Sonne). Das mittlere Tanzstück übermittelt auch die Distanz zur Futterquelle. Somit können die Sammelbienen den nötigen «Treibstoff» mit auf den Flug nehmen.

Der Tanzboden (die Wabe) übermittelt Vibrationssignale ideal. So «ertasten» die Bienen den Tanz in der Dunkelheit. Der Schwänzeltanz funktioniert mit einer erstaunlichen Genauigkeit von bis zu 100%. Die ausfliegenden Bienen erkennen die Richtung auch bei bewölktem Himmel, da sie die Sonne immer orten können. Zudem verfügen sie über ein ausgeprägtes Zeitgefühl.

Das Putzverhalten bezieht sich auf den eigenen Körper der Bienen, auf das Reinigen der anderen und des Bienenstockes. Die Scharten an den Vorderbeinen sind dazu gut entwickelte Putzwerkzeuge. Das Putzen des Bienenstockes ist sehr wichtig und hat einen wesentlichen Einfluss auf die Gesundheit des Bienenvolkes. Bei einem schwachen Volk ist der Putztrieb weniger ausgeprägt. Deshalb sollte das oberste Ziel der Imkerei sein, starke Völker zu schaffen.

Literatur
Mythos Baum (Doris Laudert)

Redewendung (zitiert von Jack Stähli)

Wär Imbe hät und Schaaf,
dä leg sich nider und schlaaf.
Aber nüd zlang,
dass em dä Gwünn nüd entgang.

- *Wenn andere für dich schaffen, kannst du faul sein – vergiss aber nicht zu ernten!*

Grenzen

Yvan Chopard

Überall stossen wir an Grenzen: körperliche Grenzen, kulturelle Grenzen, sprachliche Grenzen, soziale Grenzen, technische Grenzen. Hier jedoch geht es um räumliche Grenzen, die Eigentum begrenzen wie Landes-, Kantons-, Gemeinde- oder Grundstücksgrenzen.

Innerhalb Grenzen herrscht Frieden

Das Wort Grenze geht auf das slawische Lehnwort «granica» zurück. Es lässt sich von einem Stamm ableiten, der soviel wie «schützen, bewahren» bedeutet. Das ursprüngliche deutsche Wort für Grenze heisst Mark (althochdeutsch: Marcha verwandt mit lateinisch «margo» = Rand, Einfassung) und bezeichnete in karolingischer und ottonischer Zeit die Gebiete an den Grenzen des Reiches. Das Wort Mark wird heute noch in unserem schweizerdeutschen Dialekt gebraucht, nämlich March für Grenze und auch Marchstein für Grenzstein.

Schon die Römer wussten über die Instabilität von Grenzen Bescheid. Denn pax = Frieden setzt sich zusammen aus pango = setzen und pagus = Gau, also ein abgegrenztes Gebiet, in dem Friedenspflicht herrschte. Der Grenzgott Terminus waltete über den Frieden. Auch bei den Germanen gab es Götter, die die Grenze schützten. Dies war die Aufgabe von Wotan (Odin) und Thor (Donar), der speziell für Haus und Land zuständig war.

Auch in den Wörtern Umfriedung und Einfriedung zeigt sich der enge Zusammenhang zu Friede. Daher der Schluss, was eingezäunt ist, lebt in Frieden. Durch präzises Vermessen und Ein- und Ausgrenzen erhoffte man sich ein friedliches Zusammenleben.

Grenzen früher

Nach der Dorfgründung durch die Alemannen wurde auch in Hedingen die Dreizelgenwirtschaft (Dreifelderwirtschaft) eingeführt. Das Dorf mit den Hausgärten war von einem Zaun, dem Etter, umgeben. Rund um den Etter dehnte sich das Ackerland aus, das gegen die angrenzenden Allmenden (gemeinsam genutzter Wald und gemeinsame Weide) ebenfalls durch Zäune begrenzt war.

Die Holzzäune als Grenzen hatten jedoch vor allem die Aufgabe, den ordnungsgemässen Ablauf der Landwirtschaft auf der offenen Flur zu gewährleisten, in dem sie den Einbruch des Weidviehs in Grundstücke, welche dem Weidgang entzogen werden sollten, verhinderten.

«Hag» und «March», also Zaun und Grenze waren in vielen Fällen identisch und erschienen im 16. Jh. miteinander als ein Begriff.

Vor dem 15. Jh. waren die Dörfer nur dünn besiedelt und es waren genug Wald- und Weideflächen vorhanden, so dass diese nicht ausgeschieden und von den benachbarten Dörfern gemeinsam genutzt wurden. Dies trifft vor allem für die Allmenden zu; die Grenzen waren nicht fest.

Im 15. Jh. ist eine starke Zunahme der Bevölkerung festzustellen. Dies führte zu einer starken Belastung des Waldes. Das Holz wurde zum Hausbau, zum Bau von Möbeln und Gerätschaften, als Brennholz und nicht zuletzt auch als Zaunholz benötigt. Das Holz wurde knapp und es war nicht mehr sinnvoll, Holz für Zäune zu verwenden. So gab es bereits ab 1570 verschärfte Kontrollen über das Einzäunen.

Holzzäune als Grenzen in der Landwirtschaft, (Bild Schweizer Chronik 1576, Aarau)
(siehe auch Hans Peter Treichler, «Affoltern am Albis»)

Später wurden Empfehlungen herausgegeben und sogar verordnet, dass die Grenzen mit Grünhägen, Hecken, Steinmauern oder Gräben anstelle von Holzzäunen zu markieren seien. Das führte zum Bau der Weidmauern, die noch an vielen Orten in der Schweiz intakt sind, so vor allem im Jura.

Auch die Nutzung der Kulturfläche musste beschränkt werden und die Allmenden wurden aufgeteilt. Bei Konflikten zwischen den Gemeinden ging es meistens um die Nutzung der Allmenden und des Allmendwaldes, die Festlegung der Grenzen und das Errichten von Zäunen. Die Akten über Grenzstreitigkeiten legen übrigens Zeugnis ab von den vielen gemeinsamen Weidrechten.

Die Hedinger Allmend an der östlichen Gemeindegrenze wurde in früheren Zeiten vermutlich von den Bewohnern von Affoltern a. A. und Hedingen gemeinsam genutzt. Heute ist sie durch die Gemeindegrenze geteilt. Eine verfallene Weidmauer zeugt noch von der ursprünglichen Abgrenzung.

Weidmauerreste an der Grenze Hedingen/Affoltern (Bild Yvan Chopard) – siehe «A» im Übersichtsplan Hedinger Grenze (siehe Seite 63)

Weidmauer im Originalzustand aus dem Glarnerland (Bild Klaus Leckebusch)

In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts wurden die Grenzen systematisch erfasst und schriftlich festgehalten. Am Anfang wurden die Grenzen lediglich umschrieben. Also z. B.:
... vom kleinen Mehlbäumli vorwärts zum grossen Stein ...
... hinab zu einem mit Kreuz bezeichneten eichenen Stock ...
... vom Benzengraben zum Gatterzaun und dann zum krummen Seegraben ...
... oberhalb der Gätter bis zum Wydenstöckli ...
... von Valentin's Hauseck zu Mattes Lättli ...
... aber grad, weder krumm noch schräg vom Hageck zum dürren Nussbäumli ...
... dem Bach entlang vierzig Schritt vorwärts zum jungen Holzapfelbaum ...
... von des Joseph Lüchingers Mauereck an etliche Schritte vorwärts zum Laubloch ...
... von Hofammann Lüchingers Scheiterschopf an bis zur Brücke ...
... gegen Sonnenaufgang bis zum Rottännli auf dem Berg ...

Erst später treten auch Karten neben die schriftlichen Grenzbeschreibungen. Grund und Boden wurden aber erst mit der Aufhebung der Feudallasten zu Ende des Ancien Régime (vor 1798) im modernen Sinn zu besitzbarem Eigentum.

Im Jahre 1807 ordnete Napoleon die Katastervermessung für alle Gemeinden Frankreichs an, was Einfluss auf die Schweiz hatte, indem nun in vielen Kantonen Verordnungen über die Katastervermessung erlassen wurden. Dieser Kataster sollte einerseits eine gerechte Besteuerung ermöglichen, anderseits aber auch als Rechtskataster Prozesse verhindern.

1863/1864 entstand die erste Vermessung über das Gemeindegebiet von Hedingen und damit eine umfassende Vermarkung der Grenzen und ein zusammenhängender Plan in einem grösseren Massstab (1:500 und 1:1000), mit 40 Blättern. Der Verlauf der Grenzen und alle Grenzzeichen wurden im Messtischverfahren aufgenommen und sofort an Ort und Stelle im Plan eingetragen. Zu jener Zeit war es häufig üblich, dass die Grundeigentümer (unter Anleitung des Geometers) ihre Grenzen selber vermarkten, meistens mit Feldsteinen, die nach Möglichkeit einen markanten Kopf hatten. Bis dahin wurden übrigens Rechtsgeschäfte an Liegenschaften oft mit eher skizzenhaft erstellten Zeichnungen vorgenommen.

Grenzen heute

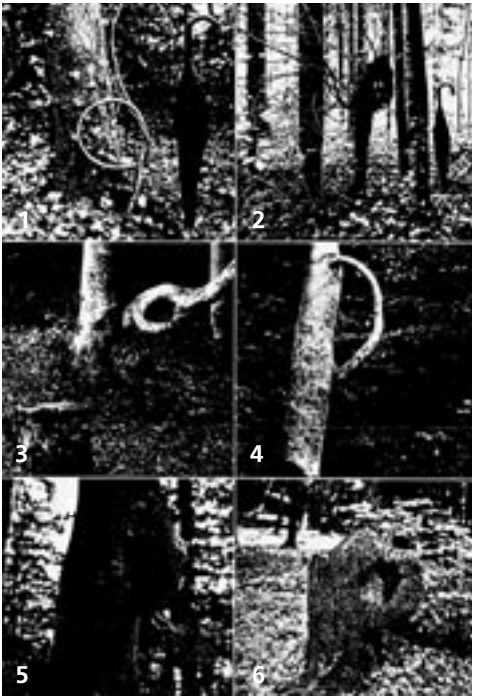
Nach Durchführung der Melioration/Güterzusammenlegung (Vorprojekt 1942, Neuzuteilung und Abschluss 1977), die vor allem eine Neuordnung des stark zerstückelten Grundbesitzes zum Ziel hatte, wurde eine neue Vermessung, eine nach neueren Grundsätzen moderne Grundbuchvermessung durchgeführt. Damit wurde u.a. eine grössere Genauigkeit für die Darstellung der Grenzverläufe erreicht, aber auch eine gesteigerte Sicherheit für den Bestand der Eigentumsgrenzen gewährleistet.

Mit der Güterzusammenlegung konnten viele Eigentumsgrenzen aufgehoben werden. Die alten Grenzsteine wurden durch neue ersetzt.

Güterzusammenlegung, alter Bestand 1960

Güterzusammenlegung, neuer Bestand 1965

Nun ist das gesamte Vermessungswerk von Hedingen seit 2001 numerisch vorhanden. Die Daten der amtlichen Vermessung werden nach einem vom Bund vorgeschriebenen Datenmodell erfasst und in thematisch unabhängigen Ebenen verwaltet, die beliebig kombiniert und mit weiteren räumlichen Daten erweitert werden können. Der Grundbuchplan mit den Grundstücksgrenzen kann nach Bedarf jederzeit aktuell aus den digitalen Daten erzeugt werden.



Grenzzeichen im Walde:
1 Frisch erstellte Eichenschlinge im Privatwald «Rütenen» am Katzensee (Aufnahme 6.5.1928)
2 «Marchschlinge» an Hagebuche (ebenda, 6.5.1928)
3 Geschlungener Buchenast als Grenzzeichen, daneben der «Marchstein», Gemeindewaldung Uhwiesen ZH (2.10.1924)
4 Grenzbuche in der Gemeindewaldung Uhwiesen (10.6.1926)
5 Vernarbter Buchengrenzstock, Feuerthalen-Langwiesen ZH (10.7.1928)
6 Buchenstock mit ehemaligem «Marchring», Privatwald Niedersteinmaur ZH (15.8.1951)

Grenzzeichen
In früherer Zeit bestimmten natürliche Abgrenzungen wie Gebirgskämme, Bäche, Flüsse, Seen, Gräben, Waldränder oder Hecken die Grenzen.

Grosse Steinblöcke, hohe Felsen und alleinstehende Bäume, die sich durch auffallende Form oder Lage eigneten, bildeten die eigentlichen Grenzzeichen. Des weiteren wurden auch in Felsen eingehauene Kreuze und mit Kreuzen oder anderen Zeichen versehene Bäume (Mal-, Loch- oder Kreuzbäume) als Grenzzeichen festgelegt. Aus dem «Züribiet» sind Grenzbäume bekannt, die durch das Formen einzelner Äste zu Schlingen, die dann zu sogenannten «Marchschlingen» auswuchsen, eindeutig als Grenzbäume markiert wurden.

Wo die natürlichen Gegebenheiten zur Grenzbestimmung nicht mehr ausreichten, wurden später künstliche Grenzzeichen gesetzt: Grenzpfähle, aber auch Grenzhecken und Grenzmauern und schliesslich Grenzsteine, die bald die alten Kennzeichen wie Kreuze und Pfähle ersetzten. Der Fürstbischof von Basel liess bereits nachweislich im Jahre 999 sein Fürstbistum mit Grenzsteinen versichern. Auch von den Römern wissen wir, dass die Eckpunkte der Centurien hohe Marksteine erhielten.

Auch heute noch kennen wir vermarkte und unvermarkte Grenzen. Wenn möglich werden die Grenzen mit Grenzsteinen (Marksteine), Grenzbolzen, Kunststoffmarken oder eingemeisselten Kreuzen vermarkt, also erkennbar gemacht. Werden die Grenzen durch natürliche Abgrenzungen (Bäche, Seen) oder künstliche Abgrenzungen (z. B. Brandmauern), die dauernd eindeutig erkennbar sind, angegeben,

so wird in der Regel kein Grenzzeichen gesetzt. Die frühen, von Menschenhand gesetzten Grenzsteine waren nur grob behauen und höchstens mit schlichten Zeichen (Kreuze, später auch Buchstaben) versehen und trugen noch keine Jahreszahl. Aufwändiger, mit Wappen, Zeichen und Inschriften gestaltete Grenzsteine tauchten erst mit den Territorialstaaten seit dem 15. Jahrhundert auf.

Auf vielen Grenzsteinen befindet sich auf dem Kopf eine Einkerbung, die sog. «Weisung» die die Richtung der Grenze darstellt. Auf den jeweiligen Seiten eines Grenzsteines finden sich schliesslich die notwendigen Angaben zu den Gemeinden, Herrschaften und Staaten in Form von Buchstaben, Wappen und Symbolen, des weiteren Ziffern, die zum einen das Jahr der Absteinung sowie die laufende Nummer (eines Grenzzuges) angeben.

Grenzstein Stallikon/Hedingen/Affoltern a. A. im Gebiet Allmend/Gottert (Bild Yvan Chopard) – Im Übersichtsplan «B» (Seite 63).

Grenzstein Nr. 129 Kantonsgrenze Zürich (CZ)/Aargau, (Bild Klaus Leckebusch) – Im Übersichtsplan «D» (Seite 63).

Grenzstreitigkeiten
Die Grenzen beschreiben das Mein und Dein. An unklaren Grenzen haben sich denn auch immer wieder langwierige Händel entzündet und die Obrigkeit versuchte, diesen vorzubeugen. Aus dem Anfang des 15. Jh. sind viele Grenzstreitigkeiten urkundlich belegt. Fast immer werden Grenzsteine erwähnt; d.h. also, dass zu jener Zeit schon viele Grenzen durch Grenzsteine gesichert waren.

Das Knonauer Amtsrecht von 1534 (regelte die Rechte und Gewohnheiten einer Vogtei) – veranlasst durch die Stadt Zürich als Obrigkeit – enthielt einen Bussenkatalog. Wer z. B. über den Markstein hinaus ackerte, musste 10 Pfund Busse bezahlen. Das Versetzen und Ausgraben eines Marksteins wurde zur Beurteilung an die Obrigkeit verwiesen.

Aus der Offnung[11] von Äsch (vor 1597):
«Offnung der Gmeind Äsch Ennet dem Albis» nach 1597 unter: «Erlätherung umb Fräffel und Buossen zuo Äsch:
Wellicher auch gefahrlicher Wyss einen marckstein ussgrube und wider satzte, Ihme selbs etwas damit zu eignen, das derselb auch gsengklich angenommen und unsseren gnedigen Herren überantworthet werden sölle.»

Bis 1912 das eidgenössische Grundbuch eingeführt wurde, wachten in den Gemeinden die Grenzgerichte oder Gescheide über die Setzung von Grenzsteinen und Lohen. Letzteres sind geheime Grenzzeichen wie Ziegel oder Kieselsteine, welche in bestimmter Anordnung unter dem Grenzstein vergraben wurden. Sorgfältig überlieferte Rituale zeichneten die Arbeit der Gescheide aus. Bei der Einsetzung eines neuen Gescheidsrichters wurde ein Strohbündel angezündet – zur Erinnerung, dass Grenzfrevler und fehlbare Gescheidsleute nach dem Tode zu «füürige Manne» werden. Dann wurde ein feierlicher Schweigeeid geleistet. Die Männer trugen Sonntagskleidung und lüfteten die Hüte, bevor sie die verborgenen Grenzzeichen aufdeckten. Wer Grenzfrevel beging, musste mit hohen Strafen und sozialer Ächtung rechnen. Die Gescheidsmänner verfügten auch über richterliche Gewalt, welche sie allerdings 1834 an die staatlichen Bezirksrichter abtreten mussten. Die Grenzgerichtsbarkeit wurde von der Gemeinde zum Staat verlagert.

Bei Grenzstreitigkeiten gilt heute der Grundbuchplan und nicht etwa die Lage der Grenzsteine im Gelände. Die Grundeigentümer können also nicht aus dem Bestand und der Lage der Grenzzeichen auf dem Feld, den nach ihrer Meinung «richtigen» Grenzverlauf herleiten. Mit der öffentlichen Auflage der Vermessung haben sie die Richtigkeit des Grenzverlaufes, wie er im Grundbuchplan dargestellt wird, bestätigt.

Sollte der Grundbuchplan einen Fehler aufweisen, kann dieser nur mit einer Grenzmutation bereinigt werden, die im Grundbuch eingetragen werden muss. Es ist selbstverständlich, dass dann alle beteiligten Grundeigentümer zustimmen müssen, ausser es liegt ein Gerichtsurteil vor.

---

[11] Offnungen bezeichnete in der Deutschschweiz die Auskunft (offnen = verkünden, offenbaren) rechtskundiger Herrschaftsangehöriger über einen bestehenden Rechtszustand oder geltendes Gewohnheitsrecht anlässlich der jährlichen Gerichtsversammlung. Nach Aufzeichnung dieser Rechte ging der Begriff auf diese Rechtsurkunden über. *(Quelle: Historisches Lexikon der Schweiz)*

Mit der Numerisierung hat sich die rechtliche Situation insofern geändert, als nun ein Planauszug aus der numerischen Vermessung für das Grundbuchamt die Eigenschaft einer öffentlichen Urkunde erhält, d.h. also, dass bei Streitigkeiten der sich auf dem Grundbuchamt befindliche Planauszug massgebend für den Grenzverlauf ist.

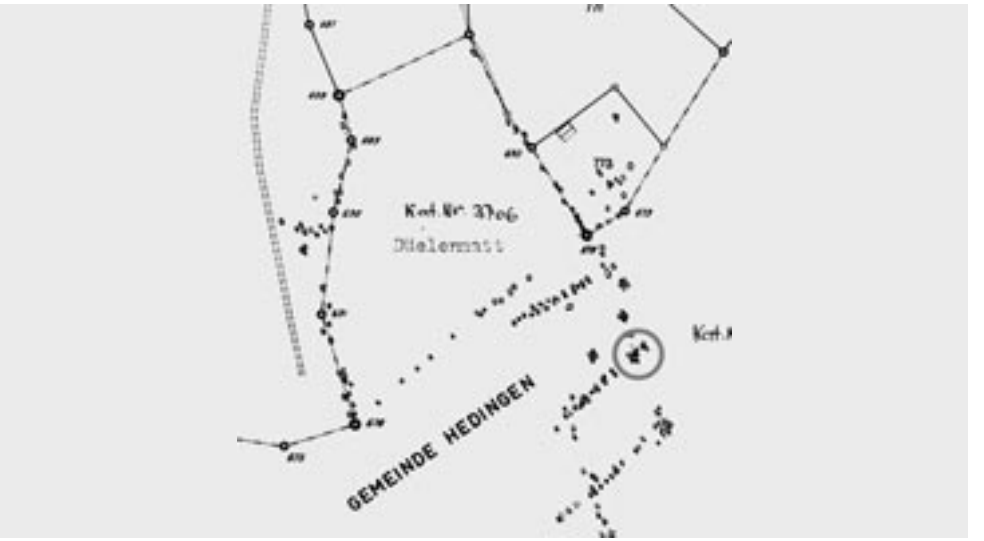
Grenzumgang

Als Brauch alemannischen Ursprungs (u.a. aus Baselland bekannt) ging es am Banntag darum, die Grenzsteine zu den Nachbargemeinden zu kontrollieren, ob diese noch am richtigen Orte stehen oder ob diese versetzt wurden. Jeweils im Frühjahr wurde diese Wanderung gemeinsam und «en famille» durchgeführt, damit auch die Kinder die Lage der Marksteine kennen lernten. Sichere Kunde vom Liestaler Bannumgang hat man seit 1581, doch wird das Umschreiten und Umreiten der Grenze schon 1469 für diese Gegend «als loblich gewonheit» bezeugt. Vor der Reformation hatte er einen doppelten Sinn, einen religiösen, die Flursegnung, und einen bürgerlichen, die Grenzkontrolle. Nach der Glaubenserneuerung von 1529 blieb nur die zweite Funktion, die über Jahrhunderte wie andere «Gemeinwerke» zur Pflicht aller baslerischen Untertanen gehörte.

Grenzstein (Bild Yvan Chopard) – Im Übersichtsplan «E» (Seite 63).

Steinsetzungen im Neuguet
Im nördlichen Teil der Hedinger Allmend, im Bereich Neuguet (Düelenmatt)/Kubismatt, stösst man auf eine ganze Reihe von Steinsetzungen. Es ist bis heute nicht geklärt, ob es auch Weidmauern waren oder welche Bedeutung diese Steinsetzungen hatten.

Steinsetzungen Neuguet/Düelenmatt (Bild Yvan Chopard) – Im Übersichtsplan «C» (Seite 63).



Grenzsteine Düelenmatt (Bild Yvan Chopard) – Im Kreis obige Steinsetzungen

Kleine Hedinger Grenzstatistik

Länge der Gemeindegrenze:		13 772 m	
Länge der Grenze zu Affoltern		6 027 m	
Länge der Grenze zu Bonstetten		4 592 m	
Länge der Grenze zu Stallikon		758 m	
Länge der Grenze zu Arni (Kt. AG)		2 395 m	
Länge aller Grundstücksgrenzen		192 402 m	
Anzahl Grenzsteine	9279	davon	5149 Marksteine 2362 Bolzen 1768 unversichert

Hedinger Grenze

A Weidmauerreste an der Grenze Hedingen/Affoltern a. A.
B Grenzstein Stallikon/Hedingen/Affoltern a. A.
C Steinsetzungen Neuguet/Düelenmatt
D Grenzstein Nr. 129, Kantonsgrenze Zürich/Aargau
E Grenzstein Nr. 130, Kantonsgrenze Zürich/Aargau

Literatur

Brockhaus Enzyklopädie, Historisches Lexikon der Schweiz, Grenzen – Grenzziehung – Grenzdenken (M. Spiess, 1999), Das Mittelalterliche Dorf (K. S. Bader)

Historische Wege und Strassen

Karl Freund

«Bis vor 300 Jahren bestanden selbst die wichtigsten Strassen aus einfachen, festgestampften Kiespisten. In feuchtem Gelände wurden Prügelwege aus Baumstämmen angelegt. Notfalls wurden die Strassen mit grossen Steinen gefestigt.»
(Quelle: Erläuterungstafel zu den Verkehrswegen im Verkehrshaus Luzern)

Vor 300 Jahren
Für die Transporte auf dem Landweg waren Fuhrleute und Säumer zuständig. Die Strassen waren kaum mehr als Pisten über dem natürlich gewachsenen Boden, der von den Pferdehufen gelockert wurde und in den sich immer tiefere Karrengeleise eingruben. Da weicher, feuchter Boden den Fuhrwerken den grössten Widerstand entgegensetzte, mied man flache Talböden und wich über Anhöhen aus. Schlammige Stellen wurden mit Holz oder Reisig verfestigt. Wie wenig wirkungsvoll solche Massnahmen waren, merkten alle, die sich auf dem «Holzweg»[12] befanden. Manchenorts gruben sich die Karrengeleise immer tiefer ins Gelände ein. Waren solche Hohlwege einmal unpassierbar, suchten die Fuhrleute einfach daneben einen neuen Pfad. Die Strassentransporte waren ausserordentlich beschwerlich und kostspielig.

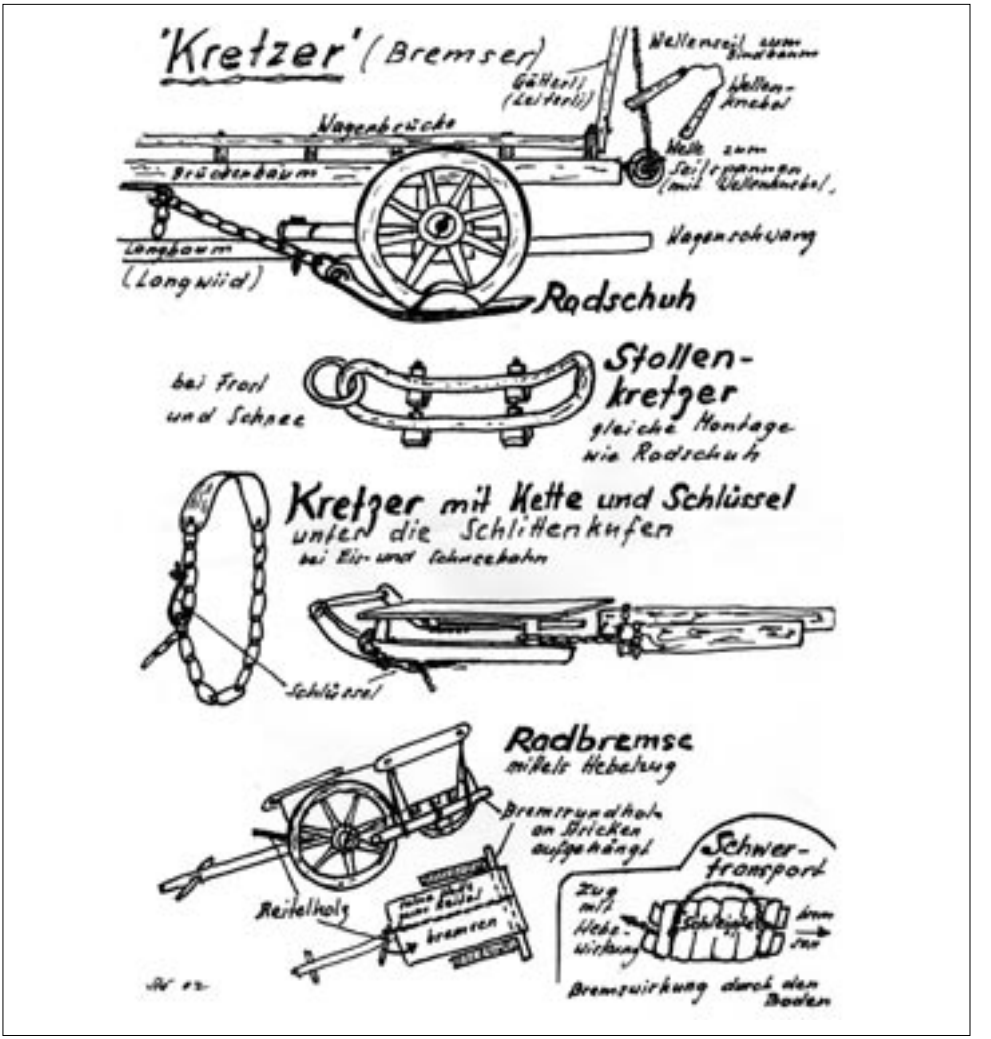
Strassennetz um 1700
(Bild «Geschichte des Kantons Zürich»)

Wie erwähnt, führten die Strassen häufig über Anhöhen. Die Fuhrwerke mussten bei ihrer Talfahrt wirkungsvoll gebremst werden. Die nachfolgende Skizze von Jack Stähli, Hauptautor dieses Gemeindebüchleins, zeigt den Bremsvorgang, das sogenannte «Kretzen», eindrücklich.

In der frühen Neuzeit, 16.–18. Jahrhundert, hatten Flurhüter die festen Flurwege, Dorfwege und überregionalen Landstrassen zu überwachen und zum Teil zu unterhalten. Vorerst galten kollektive Unterhaltsarbeiten als willkommener bäuerlicher Nebenerwerb. Später waren die Gemeinden unterhaltspflichtig. Sie leisteten die Fronarbeit jedoch oft nur widerwillig.

Wie ging es weiter?
Mit dem Stabilisieren des Untergrundes durch ein Steinbett sowie einem hartgewalzten Belag aus Schotter, Kies und Splitt liess sich der Rollwiderstand stark vermindern. Die Reisegeschwindigkeit erhöhte sich jedoch kaum. Auch auf Kunststrassen rechnete man nur mit einer Tagesleistung von

[12] Andere Bedeutung der Redensart nach Jack Stähli «Auf dem Holzweg sein»: In früherer Zeit führten Wege von einem Dorf in die verschiedenen Gemeinde- und Waldgebiete und waren schliesslich fast alle Sackgassen. Manch Unkundige folgten einem offensichtlich gespurten Weg – besonders im Winter waren sie dann auf dem «Holzweg» (Holzung) anstatt auf einer Wegverbindung ins nächste Dorf oder ins Nachbartal.



«Kretzer» (Skizze Jack Stähli)

25 bis 30 km für ein gewöhnliches Fuhrwerk. Die Eilpost erreichte immerhin 9 bis 10 km/h. Mitte des 19. Jahrhunderts verlangte die industrielle Güterproduktion bessere Verkehrswege. Der dafür notwendige Strassenbau wurde bereits damals längst nicht überall begrüsst.

Wie wurde das Knonauer Amt erschlossen?
Welche Verkehrswege führten durch Hedingen?
Aus der Geschichte des heute wieder bestehenden Sodbrunnens nördlich des Restaurants Frohsinn ist bekannt, dass sich dort in früher Zeit eine Station (Raststätte) auf dem Handelsweg vom Lindenberg nach Zürich befand. Nähere Angaben fehlen.

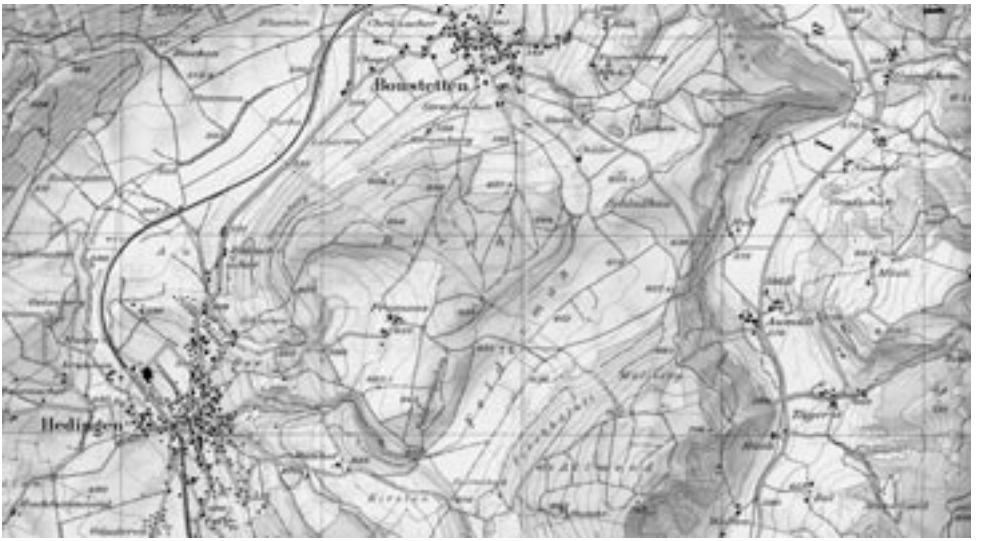
Aus topografischen Gründen stand die Linienführung der Verbindung von Zürich ins Knonauer Amt nicht von vornherein fest. Wo wird die Albiskette überwunden, wo wird die Reppisch überquert?

Strasse Zürich – Luzern: Zürich – Albis – Türlen – Wissenbach – Knonau – Cham – Luzern
Noch nicht über Hedingen führte die vermutlich erste Strassenverbindung durchs Knonauer Amt von Zürich nach Luzern. Sie überwand die Albiskette, für Hedingen zu weit südlich, und führte über Türlen, Vollenweid (beide Gemeinde Hausen am Albis) nach Unter-Rifferswil und weiter über Wissenbach (Gemeinde Mettmenstetten), Knonau und Cham nach Luzern. Diese Verbindung dürfte bald nach dem im Jahre 1230 vollendeten Bau der Teufelsbrücke in der «Schöllenen» als Fortsetzung des internationalen Handelsweges über den Gotthardpass gebaut worden sein. Die 1490 urkundlich erwähnte Strassenverbindung Zürich–Luzern überquerte unterhalb von Wissenbach den Haselbach. An der heute noch bestehenden Brücke führt der heutige «Ämtlerwäg» der Gemeinnützigen Gesellschaft des Bezirks Affoltern vorbei. Mit der dort befindlichen Tafel 12 wird auf diesen historischen Verkehrsweg hingewiesen.

Sodbrunnen beim Restaurant Frohsinn (Bild Karl Freund)

Ämtlerweg: Baldern – Gamlikon – Feldenmas – Affoltern, vermutlich 13./14. Jahrhundert oder früher
Die als Ämtlerweg (auch Züriweg genannt) bekannte Verbindung (nicht zu verwechseln mit dem heutigen «Ämtlerwäg» im Bezirk Affoltern) führte von Zürich bei der Baldern über den Albisgrat ins Knonauer Amt. Von Gamlikon im Reppischtal verlief der Weg talaufwärts, kreuzte beim Gehöft Hell (Gemeinde Stallikon) den Fluss, stieg an zum Feldenmas (Gemeinden Bonstetten und Hedingen) und führte schliesslich nach Affoltern am Albis. Die genaue Linienführung ist nicht bekannt. Aus der 1955 aufgenommenen nachfolgenden Landeskarte sind jedoch die einzelnen Stationen dieses früheren Weges ersichtlich.

Im 13./14. Jahrhundert wuchs die Bedeutung der bis ins 19. Jahrhundert wichtigen Heimindustrie (Webstühle). In Hedingen war noch im Jahr 1787 mehr als die Hälfte der Bevölkerung im Baumwollgewerbe beschäftigt (569 Personen von gut 1000 Einwohnerinnen und Einwohnern). Eine zeitgemässe Verbindung aus dem damals verkehrsarmen Knonauer Amt nach Zürich wurde für den Verkauf der Produkte aus dem Baumwollgewerbe immer wichtiger.



Ausschnitt Landeskarte 1:25'000 Albis von 1955

Knonauerstrasse: Zürich – Mädikon – Bonstetten – Affoltern – Knonau, Verlauf nach Gyger-Karte, 1659

Nach der Karte des «Freyambts Quartier»[13] von Hans Conrad Gyger von 1659 führte diese Verbindung von Zürich über Medicken (Mädikon, zwischen Üetliberg und Baldern), Balderen, Gamlicken (Gamlikon) Hell (im Reppischtal) am Waldenmos (Feldenmas) vorbei nach Affoltern am Albis. Im Gebiet Feldenmas dürfte die neue Strasse mit dem vorerwähnten alten Ämtlerweg ungefähr übereingestimmt haben. – Aus der Gyger-Karte ist noch eine zweite Verbindung von Mädikon über Stallikon und Bonstetten nach Hedingen und weiter nach Affoltern am Albis ersichtlich. – In der 1667 vollendeten Gyger-Karte führt die Strasse weiter nach Steinhausen–Zug.

Hans Conrad Gyger, 1599–1674, Kartograph, Mathematiker, Ingenieur, Glasmaler, schuf die ersten Schweizer Karten auf der Grundlage eines grobmaschigen Triangulationsnetzes. Die im Massstab 1:32'000 erstellte Karte verzichtete auf die bis dahin übliche Seitenansicht (Vogelperspektive) der Gebirge.

(Quelle Schweizer Lexikon, 1992)

[13] Die von Hans Conrad Gyger 1659 verfasste Karte des «Freyambts Quartier» ist ein Teilbereich der 1667 aktualisierten und vollendeten Gyger-Karte.

Ausschnitt aus einem Faksimiledruck der Gyger-Karte von 1667

Knonauerstrasse: Zürich – Waldegg – Landikon – Affoltern – Knonau, erbaut 1825 – 1830

Am 8. März 1825 genehmigte der Kleine Rat (Kantonsrat) den Bau einer neuen Strasse: Zürich – Albisrieden – Waldegg – Landikon – Wettswil – Bonstetten – Hedingen – Affolltern – Dachelsen – Mettmenstetten – Knonau. Soweit möglich wurden alte Strassenstrecken korrigiert und ausgebaut. Das Projekt sah ausserhalb der Stadt nur ausnahmsweise den Bau als Kunststrasse mit Steinbett, Mauern, Dolen, Coulissen (Wasserrinnen) und steinernen Brücken vor. Höhenunterschiede wurden ausgeglichen, die Strassen erweitert und mit neuen Durchstichen alte Wegstrecken verbunden.

Ausschnitt aus der Karte des Kantons Zürich von Heinrich Keller, 1828

Kunststrassen wurden für den Verkehr mit zweiachsigen Postkutschen gebaut: Sie vermeiden enge Kurven und starkes Gefälle.

Die Gemeinden wurden aufgefordert, in Fronarbeit Mannschaft und Fahrzeuge zu stellen. Auch weiter entfernt liegende Gemeinden – wie Maschwanden, Hausen, Kappel und Rifferswil – wurden dazu aufgefordert. Dies führte in diesen Gemeinden zu Empörung und (angedrohter) Arbeitsverweigerung.

In Hedingen musste das alte Schulhaus (genaue Lage nicht mehr bekannt) dem Strassenneubau weichen. Die Gemeinde wurde um Hilfe beim «Schleifen» desselben gebeten.

Die alte Strasse ist als asphaltierte Nebenstrasse erhalten. In Hedingen führt sie etwas weiter östlich durch den alten Dorfkern und verlässt Hedingen als Alte Affolternstrasse Richtung Affoltern.

Ausschnitt aus der Strassenkarte des Kantons Zürich, 1850

Knonauerstrasse: Zürich – Waldegg – Birmensdorf – Affoltern – Knonau, Kunststrasse erbaut 1853 – 1860

Nach dem Erlass des Strassengesetzes von 1833 wurde das Strassennetz des Kantons im Rahmen eines Zehnjahresplans neu geplant. Auch die «Strasse von Zürich über den Albisriederberg nach Knonau» wurde in die Liste der zu erstellenden Landstrassen 2. Klasse aufgenommen. Obwohl die notwendige Vermessung bereits 1834 erfolgte, verzögerten sich die Projektierung um ein und der Bau sogar um zwei Jahrzehnte.

Die Strasse wurde über grosse Strecken als vollständige Neuanlage gebaut. Lediglich zwischen Bonstetten und Hedingen folgte sie über längere Distanz der alten Linienführung. Die Gemeinden hatten sich wiederum mit Eigenleistungen am Bau zu beteiligen. Die Gemeinde Hedingen legte vom Kapfrain (Gemeinde Bonstetten) bis Affoltern das Steinbett. – Da die Nachbargemeinde Bonstetten ihre Arbeit, bestehend aus Stein- und Kiestransporten, verweigerte, musste sie vom Kanton zwangsrechtlich zu Ersatzzahlungen verpflichtet werden.

Die Mitte des 19. Jahrhunderts angelegte Kunststrasse versieht bis heute ihren Dienst. Sie ist beim Bahnbau in den 1860er-Jahren zwischen Bonstetten und Hedingen etwas verlegt, aber sonst lediglich geringfügig ausgebaut und begradigt worden.

Gemeindeplan Hedingen, 1864

Gerichtsstrasse Berikon – Rifferswil über Arni – Ismatt – Fehrenbach – Affoltern
Bereits im 14. Jahrhundert wird eine Verbindungsstrasse zwischen den beiden Landgerichtsorten Berikon im Kelleramt (Kanton Aargau) und Rifferswil im Freiamt (heutiger Bezirk Affoltern) beschrieben. An beiden Orten fanden abwechselnd auch die Blutgerichte der beiden Ämter statt. Die Verbindungsstrasse musste offen sein, «wenne man sin bedarf», und zwar so breit, dass ein Biedermann einen 18 Schuh (5,4 m) langen «wiszbom» (Stange) vor sich «scherwisz» (quer) auf seinem Sattel ohne Hindernisse führen konnte. Die Strasse führte von Berikon über Oberwil, Arni, Ismatt bei Hedingen, Sälenhölzli, Fehrenbach, Affoltern, Homberg oberhalb Mettmenstetten, Buechstock und Herferswil nach Rifferswil. (Linienführung im Gebiet Hedingen siehe auch Karte Heinrich Keller, 1828; im nachfolgenden Abschnitt «Verbindung Hedingen–Zwillikon–Ottenbach»).

Das «Fryamt zu Affholtere» im 14. Jahrhundert sowie die Gerichtskreise der Ämter Maschwanden und Freiamt des 16. Jahrhunderts unter Zürich. Oberhalb der gestrichelten Linie = Kelleramt. (Bild Inventar der Verkehrswege der Schweiz [IVS] Dokumentation ViaStoria)

Verbindung Hedingen – Zwillikon – Ottenbach
Schon auf der Gyger-Karte von 1667 wie auch auf der untenstehenden Karte aus dem Jahre 1828 sind Wegverbindungen zwischen Hedingen und Ottenbach und Jonen aufgeführt. Alle führen von Hedingen über Fehrenbach nach Zwillikon. Von dort gelangt ein Weg über den Isenberg nach Ottenbach und ein anderer über Loch nach Jonen.

Ausschnitt Karte des Kantons Zürich von Heinrich Keller, 1828

Heute verläuft auf dieser Strecke ein asphaltierter Weg von Hedingen bis nach Zwillikon. Er weist stellenweise kleine Wegböschungen auf. Am deutlichsten ausgeprägt ist ein relativ steiles Stück bei der Kläranlage Zwillikon (siehe Foto). Die Böschung ist dort noch mit Büschen bestockt. Sowohl die Fortsetzung über den Isenberg nach Ottenbach als auch diejenige über Loch nach Jonen sind heute noch als asphaltierte oder geschotterte Wege vorhanden.

Ausbau der Hauptstrasse
Die folgenden Bilder, aufgenommen vom Kantonalen Tiefbauamt, stammen aus dem Jahre 1964 und geben den Zustand der Zürcher- und Affolternstrasse vor deren Ausbau wieder.

Literatur
Gemeindebüchlein «Hedingen 1968 und 2002», Geschichte des Kantons Zürich (1996), Schweizer Lexikon (1992), Zusammenstellung Reinhard Möhrle über alte Landstrassen im Knonauer Amt (1990), Inventar der Verkehrswege der Schweiz (IVS) von ViaStoria Zentrum für Verkehrsgeschichte (Dokumentation Thomas Schweizer, in Hedingen wohnhaft), Verkehrshaus Luzern

Strasse bei der Kläranlage Zwillikon (Bild Karl Freund)

Verzweigung Affolternstrasse / Alte Affolternstrasse

Lindenplatz

Lindenplatz

Zürcherstrasse/Trottenweg mit inzwischen abgebrochener Liegenschaft Heinrich Spillmann

Zürcherstrasse, beim Restaurant Krone

Zürcherstrasse, oberhalb Bellevue-Garage

Seite des Gemeindepräsidenten

Ernst Jud

Liebe Hedingerinnen, Liebe Hedinger
Wenn Sie diese Zeilen lesen, gehört meine Tätigkeit als Gemeindepräsident bereits der Vergangenheit an. Aus technischen Gründen musste der Text bereits im Dezember 2005 verfasst werden.

Während 16 Jahren durfte ich als Vorsitzender des Gemeinderates ein wenig am Rad der Geschichte unserer Gemeinde mitdrehen. An rund 400 Gemeinderatssitzungen wurden dabei eine Vielzahl von Geschäften behandelt und zahlreiche Beschlüsse gefasst. An rund 40 Gemeindeversammlungen konnte ich etliche bedeutende Anträge und Jahr für Jahr Voranschlag und Rechnung unterbreiten. Dabei durfte ich mit ganz wenigen Ausnahmen die Zustimmung der Stimmbürgerinnen und Stimmbürger erfahren. Für dieses Vertrauen, das wiederum Motivation für die interessante und anspruchsvolle Aufgabe war, danke ich herzlich. Ich habe das Amt stets mit Freude, Engagement und Befriedigung ausgeübt, immer im Bestreben, das Beste für Gemeinde und Bevölkerung zu erreichen. Die umfangreiche und vielfältige Arbeit erfolgreich zu bewältigen, war aber nur möglich dank aktiver Mitwirkung meiner Kolleginnen und Kollegen im Gemeinderat und dank guter Arbeit des Gemeindepersonals. Ihnen allen ein grosses Dankeschön.

Unser Dorf ist während dieser Zeit um rund 1000 Einwohner gewachsen. Mit zahlreichen verschiedensten Bauten wurde das im Umfang unveränderte Siedlungsgebiet verdichtet und die Erstellung von Neubauten dauert noch an. Trotz diesem enormen Wachstum bin ich nach wie vor der Ansicht, dass Hedingen ein Dorf mit gutem Erscheinungsbild, mit einem aktiven Kultur- und Vereinsleben und mit einer überwiegend solidarischen Gemeinschaft geblieben ist. Der Slogan «Hedingen 2000 kreAktiv» wirkt nachhaltig. Wir dürfen es bei Veranstaltungen verschiedenster Art immer wieder erleben. Gewisse Veränderungen sind unvermeidlich. Sorgen bereiten leider vermehrt unverständliche Akte von Gewalt und Zerstörung und eine zunehmende Tendenz zu Egoismus und Intoleranz. Aber ich meine, bei ehrlich erstellter Bilanz über alle Belange hinweg, fällt diese doch positiv aus.

Meine aktive Zeit in der Gemeinde ist abgelaufen. Das Interesse am Gemeindeleben und an der Weiterentwicklung unseres Dorfes wird bestehen bleiben. Ich wünsche meinem Nachfolger, dem Gemeinderat in neuer Zusammensetzung und allen in Behörden, Vereinen und sonst wie gemeinnützig tätigen Leuten ein erfolgreiches Wirken zum Wohle von Hedingen und seiner Bevölkerung. Und allen Hedingerinnen und Hedingern persönlich viel Glück, Freude und gute Gesundheit.

«Was sich nicht ändern lässt, sollte man hinnehmen und das Beste daraus machen.»

«Die Fähigkeit, sich Neuem zuzuwenden, setzt die Fähigkeit voraus, sich vom Bisherigen zu lösen»

Ernst Jud
Alt-Gemeindepräsident

2004 und 2005 wurden erwachsen:

Jahrgang 1986

Marco Bächtiger
Pascal Fässler
Yanick Federle
Daiana Fiore
Franziska Frei
Natalie Frei
Philipp Frick
Kevin Gabriel
Laura Gysel
Janine Hager
Fabian Hämmerli
Fabian Harte
Martin Helbling
Rebekka Hofstetter
Nicole Homberger
Andreas Hösli
Mirjana Ilic
Tanja Kaiser
Vijakanth Kanakasingam
Aline Kessler
Dominik Knecht
Leonie Lendenmann
Jasmin Maurer
Simon Meier
Andrus Pimienta Alarcon
Michael Sahli
Samuel Schweizer
Valdon Shala
Sandra Stierli
Philipp Streng
Florian Stutz
Sadete Suljimani
Thierry Thaler
Shmuel Toubiana
Mirjam Trüb
Pascal Urech
Markus Völki
Matthias Wirz
Kris Wyss
Jonathan Zehr

Jahrgang 1987

Habibe Baftijaj
Jan Balsiger
Yves Barben
Barbara Baumann
Jan Berger
Ilida Berisha
Manuela Bissig
Andrea Brunner
Tamara Burri
Carla Camiolo
Corinne Caprani
Nicole Egger
Matthias Erni
Livia Fäs
Moreno Frank
Lea Jäggi
Jon Kuster
Luca Manz
Martina Mezger
Daniel Montanari
Mirjam Moser
Rahel Ochsner
Jessica Pascale
Cristina Raissig
Danita Sabljic
Raphael Sahli
Karin Schraner
Natalie Seiler
Sereen Stierli
Daniel Streit
Stefan Studer
Katja Stutz
Maja Wetli
Andrea Wick
Fabian Wicki
Jasmin Widmer
Daniel Wyss
Serafina Zimmermann
Matea Zosak

Chronik 2004

Walter Wiederkehr und Karl Freund

Januar

6. Dreikönigstag. Vor der Bäckerei Pfyl steht ein richtiges Kamel, man kann auf ihm reiten.

13. Literaturtag zum Thema Lesen an der Primarschule. Der Kindergarten wird ebenfalls einbezogen. Die Kindergärtler hören Geschichten und lernen Bilderbücher kennen. Am Abend ist eine Vernissage der Schülerarbeiten.

14./22./30. «Mit Kindern nach Gott fragen». Veranstalter ref. Kirche.

17. Führung und Lesung im Literaturhaus Zürich (Gemeindeverein [GVH] und Bibliothek).

24./25. Chränzli des Musikvereins.

Februar

Hundertste Ausgabe der Dorfzitig.

7. Fasnachtsumzug und Kindermaskenball.

14. Grossbrand im Industriegebiet. Das IFCO-Gebäude der Firma Zingg steht in Vollbrand. Der Schaden beträgt 10 Mio. Franken.

23.–28. Wintersportlager der Mittelstufe auf der Mörlialp. – Der Skiclub Bonstetten führt das Oberstufenlager in Airolo durch.

März

1. Beat Schmid ersetzt in der Schulpflege Lianne Fravi.

7. Weltgebetstags-Gottesdienst in der Kirche. Eine Frauengruppe aus Panama gestaltete die Liturgie.

13. Generalversammlung des Gemeindevereins im Chilehuus, anschliessend «Cantucelli» in der Kirche.

April

3. Kulturhistorische Wanderung im östlichen Gemeindeteil mit Jack Stähli (GVH).

3. Kinderflohmarkt auf der Schulanlage Güpf.

30. Thomas Rabenschlag gibt ein hinreissendes Konzert im Chilehuus (GVH).

Mai

2. Frühlingskonzert des Gesang- und Musikvereins in der Kirche, anschliessend «Penne all'arrabbiata» im Chilehuus.

5. Eingangs Kaltackerstrasse brennt eine Scheune nieder.

15. Klezmer-Trio «Gilbo'a» in der Kirche (GVH).

20. Dorfturnier auf dem Sportplatz Schlag.

21. Vernissage Gemeindebüchlein 2004 «Menschen in Hedingen» im Forum für Fotografie (LeNeff und GVH).

25.–2.6. Altersferien im Tirol.

Juni

1. Das Chinderhuus «Schachegarte» nimmt den Betrieb auf. (Kinderbetreuung für Kinder von 3 Monaten bis 12 Jahren).

17. Das «Ämtler Tauschnetz» wird gegründet.

18. Literarischer Dorfspaziergang. Persönlichkeiten aus dem Dorf lesen auf einem Rundgang Texte, die zum jeweiligen Standort passen (GVH, Schule und Bibliothek).

25. Kultur am Weiher. Appenzeller-Abend mit dem Kabarettisten Simon Enzler (GVH).

27. Cevi-Waldgottesdienst.

29. Frauenvereinsreise nach Lichtensteig und Appenzell.

Juli

3. Beach-Party am Weiher.

3. Abschlussfest «Lesefrühling» in der Turnhalle Schachen durch das Bibliotheksteam.

4. Frühschoppenkonzert des Musikvereins bei der Bäckerei Pfyl.

9. Abschlusstag der Schule. Die Klassen machen in ihren Schulzimmern individuelle Programme.

Der Mittelstufenlehrer Walter Wiederkehr oder «Widi», wie ihn die Schülerinnen und Schüler nennen, geht nach 40-jährigem Schuldienst in Pension.

Triathlon des TV Hedingen am Weiher.

11.–17. Jugilager in Lungern OW.

11.–16. Sommerlager im Engadin (organisiert von der reformierten Kirche).

13. Trostlosigkeit und Leere auch am Hedinger Weiher, Wasser 19 °C, Luft 13 °C.

August

Die Verlängerung der Maienbrunnenstrasse wird dem Verkehr übergeben. Gleichzeitig wird der Bahnübergang Moosstrasse aufgehoben.

1. Augustrede des Kantonalen Ombudsmanns Markus Kägi am Weiher.

7. Cajun-Abend mit Live-Musik und kulinarischen Spezialitäten am Weiher.

8.–14. Cevi-Sommerlager

16. Schuljahresbeginn: 40 neue Kindergartenschülerinnen und Kindergartenschüler sowie 33 Erstklasskinder freuen sich auf ihre neue Welt.

21. Openair-Kino am Weiher. Film: «Chocolat».

September

Das von der Gemeindeversammlung im August 2001 beschlossene Verkehrskonzept mit Tempo-30-Zonen wird realisiert.

10. «Radioshow»: Musik und Comedy mit «Les trois Suisses». Die Besucherinnen und Besucher im voll besetzten Werkgebäudesaal sind begeistert (GVH).

19. Bettagsgottesdienst am Weiher.

21. Der Frauenverein besucht das Schloss Wildegg.

25./26. Dorfchilbi mit Vernissage im Werkgebäude.

26. Hedingen sagt «Ja» zur Mutterschaftsversicherung.

Oktober

Für die Doppelspur wird der Bahndamm Maienbrunnenstrasse–Moosstrasse verbreitert.

1. Café «zügig». Im Bahnhofgebäude entsteht im ehemaligen Schalterraum eine Café-Bar.

30. Konzert mit Berufsmusikern aus dem Dorf in der Kirche. Die Zuhörerinnen und Zuhörer in der voll besetzten Kirche kamen in den Genuss verschiedener qualitativ hochstehend gespielter Stücke.

31. Posthalter Jakob Gabathuler wechselt nach 25-jähriger Tätigkeit in Hedingen nach Affoltern a. A. und wird dort Poststellenleiter.

November

1. Räbenliechtliumzug.

5. Neuzuzügerabend.

7. 3. Martini-Schwimmen im Weiher.

12. Erzählnacht im Werkgebäude.

13. + 14. Theateraufführungen «Die Kikerikiste» im Werkgebäude (GVH)

19./20. Turnerchränzli im Schachen. Ein junges OK-Team stellt ein ideenreiches Programm mit dem Thema «Olympiade» zusammen. Die gut gelungene Vorstellung weckt Begeisterung.

26. Drehorgelkonzert in der Kirche (GVH).

27. Adventsbazar.

Dezember

Wie in den vergangenen Jahren sind wieder verschiedene Adventsfenster zu bewundern.

9. Gemeindenachmittag. Adventsfeier im Chilehuus.

12. Adventskonzert des Gesangvereins mit Bläsern des Musikvereins und Orgelspiel.

16. Weihnachtskonzert mit paraguayanischer Harfe, gespielt von Daniela Lorenz (GVH).

31. Käthi Schmid nimmt Abschied vom Sigristendienst. 26 Jahre hat sie ihr Amt in der Kirche zuverlässig ausgeübt. – Nachfolgerin ist Annemarie Fässler.

Fritz Wolf, Gemeindearbeiter, geht nach langjährigem Dienst für die Gemeinde in Pension. – Alfred Gut tritt an seine Stelle und übernimmt die neu geschaffene Funktion eines Leiters des Regiebetriebs.

Ende Jahr waren 3107 Menschen in Hedingen gemeldet (+48).

Chronik 2005

Walter Wiederkehr und Karl Freund

Januar

11. Der Frauenverein besucht die Monet-Ausstellung im Kunsthaus Zürich.

15. Panflöten- und Klavierkonzert mit Peder Rizzi und Jürg Schlegel in der Kirche (GVH).

29./30. Jahreskonzert des Musikvereins im Schachensaal (Thema: Sagen, Mythen und Fabeln).

Februar

3. Die Gemeindeversammlung stimmt dem Verkauf der Liegenschaft beim Lindenkreisel zu.

4. Empfang der «Verfassungsläufer» auf dem Sportplatz Schlag. Der Kanton Zürich erhält eine neue Verfassung. Diese wird durch Läuferinnen und Läufer von Region zu Region überbracht.

5. Fasnachtsumzug und Kindermaskenball.

6. Erster Gottesdienst mit der neuen Organistin Ai Sembokuya (gebürtige Japanerin).

9. Seniorinnen und Senioren im Klassenzimmer (Infoveranstaltung der Schule).

28.–5.3. Wintersportlager der Mittelstufe auf der Mörlialp OW.

März

10 Jahre Wandern mit Jack Stähli (monatliche Wanderungen in die nähere und weitere Umgebung).

13. Der Weltgebetstag findet als regionaler Gottesdienst in Affoltern a. A. statt (Verkauf von Rosen zugunsten von Projekten der Gewaltüberwindung).

14.–18. Zirkuswoche der 3. Primarklasse von Evi Bachmann.

16.–24. Projektwoche aller Hedinger Kindergärten zum Thema «Oschterhaas».

20. Klassisches Konzert mit dem bekannten Trio Tschopp (krankheitshalber auf ein Duo reduziert). Die international tätigen Schwestern Tschopp sind in Obfelden aufgewachsen. (GVH)

Die Langlaufloipe Feldenmas war während 41 Tagen in Betrieb, was neuen Rekord in ihrem zwanzigjährigen Bestehen bedeutete.

April

1. Die Schule Hedingen erhält einen Schulleiter: Ueli Trindler.

6. Vortrag von Frau Dr. med. Danielle Schreiber im Chilehuus. Thema: Die weibliche Blase. (Veranstalter: Frauenverein).

9. Mädchen und Knaben der 6. Schulklasse, Lehrkräfte sowie Mitglieder der Gesundheits- und Umweltschutzkommission säubern Hedingen bei Schneefall und Regen.

9. Besuch der Eidg. Forschungsanstalt WSL in Birmensdorf (GVH).

13. Vortrag über Schulschwierigkeiten, Thomas Niggli, Heilpädagoge (Singsaal Schulhaus Schachen).

15. Generalversammlung des Gemeindevereins, anschliessend Solo-Auftritt des Berner Liedermachers Tinu Heiniger im Chilehuus.

20. Ruth Stuck stirbt ganz unerwartet. Die Nachricht ihres Todes erschüttert das Dorf. Eine unermüdliche Frau lebte für die Kirche und die Menschen im Dorf.

21. Durchstich der ersten Röhre des Islisbergtunnels nach 54 Wochen Bohrzeit.

23. «Welttag des Buches» in der Bibliothek.

24. Musikalischer Abendgottesdienst mit der Organistin Ai Sembokuya.

Mai

Das Bahnwärterhäuschen im Moos wird abgebrochen. Es muss einem Gleisausbau auf Doppelspur weichen.

5. Fussball-Dorfturnier auf dem Sportplatz Schlag.

8. Muttertagsständchen mit dem Musikverein vor dem Chilehuus.

14. Einweihung des neuen Badehauses am Weiher (das alte diente 50 Jahre).

21. Konzert «Wellenmusik – Musikwellen» in der Kirche. (Werke des 19. und 20. Jahrhunderts – Querflöte, Harfe, Klavier). Veranstalter: Gemeindeverein (GVH).

Juni

Noldi Vogler und Sobeida Luque zeigen ihre Holzskulpturen am Hedinger Weiher.

1. Eine neue Polizeiverordnung der Gemeinde Hedingen tritt in Kraft.

2. Frauenvereinsreise nach St. Gallen.

18. Lesung mit Musik «Soll sich der Mond nicht heller scheinen» im Chilehuus (GVH).

18.–26. Altersferien in Andeer GR.

22. Lesung mit Catalin Dorian Florescu in der Bibliothek.

25. Albanische Geschichten in der Bibliothek. Geschichten verbinden (Isthe nje here...).

Juli

Neuer Aussichtspunkt in Hedingen. Auf Initiative des Frauenvereins kann man auf einem neuen Rundholz-Bänkli in der Ismatt einen wunderschönen Blick auf unser Dorf geniessen.

3. Der Gesangverein Hedingen erreicht am Zürcher Kantonalen Chorfest die Bewertung «Vorzüglich».

4. Infos zu einem Jugendleitbild in Hedingen im Singsaal Güpf.

9. Cajun-Konzert am Hedinger Weiher.

15. Gemeinsamer Jahresschlusstag der Schule im Räggli.

15. Triathlon des TV am Weiher.

17.–22. Sommerlager auf der Burg Ehrenfels im Domleschg (Organisation ref. Kirchgemeinde Hedingen).

17.–23. Jugilager in Lungern OW.

August

1. Bundesfeier am Weiher. Redner ist Kantonsrat Robert Marty.

21. Hedingen wird, im Gegensatz zu den Reusstalgemeinden, von den Hochwassern weitgehend verschont.

22. Schuljahresbeginn: 36 neue Kindergartenkinder und 44 Erstklässlerinnen und Erstklässler erwarten gespannt ihren ersten Kindergartentag bzw. Schultag. Vier neue Lehrerinnen und ein Lehrer treten ihren Schuldienst an.

25. Der Frauenverein besucht die Höllgrotten in Baar.

26. Kino am Weiher: Der Film «Sternenberg» wird gezeigt.

31. Heinrich Spillmann, Gemeindearbeiter, geht nach langjährigem Dienst für die Gemeinde in Pension. – Nachfolger wird Marcel Amacher.

September

1. Quartierstrassen: Auch im Unterdorf gilt weitgehend Tempo 30.

10. Konzert Triopolis von «Hop o'my thumb» im Werkgebäude (GVH).

18. Bettagsgottesdienst in der Kirche, anschliessend Apéro im Chilehuus.

23. Streichkonzert mit dem Casal Quartett in der Kirche (GVH).

23.–25. Dorfchilbi mit Feuerwehrspielen und dem «Schnällschte Hediger».

24. Der Samariterverein feiert das hundertjährige Bestehen.

Oktober

28. Jungbürgerinnen- und Jungbürgerfeier (Jahrgang 1987).

29. «Sofie's Filoseide», Erzähltheater mit M. Irmiger im Chilehuus (GVH).

30. Interreligiöser, musikalischer Abendgottesdienst in der Kirche.

November

Der Verkehr fliesst jetzt von der Zwillikerstrasse über die ausgebaute Alte Zwillikerstrasse zum Lindenkreisel. Im Vordergrund die Abzweigung Richtung Bahnhof (siehe nächste Seite).

4. Neuzuzügerabend.

6. 4. Martinischwimmen im Hedinger Weiher. Diesmal ist das Wasser 10 °C warm, die Luft ist kälter.

7. Räbeliechtliumzug.

11. Erzählnacht.

16. Mit einem Polarluftvorstoss endet der warme und schöne Herbst.

19./20. Chränzli des Gesangvereins. Thema: «E schwyzertütschi Liebesgschicht».

21. Nach der neusten Studie des Bundesamtes für Gesundheit (BAG) über das Wohngift Radon ist die Belastung in Hedingen nur gering.

26. Adventsbazar im Werkgebäude.

30. Info- und Diskussionsabend über Aggressionen und Gewalt im Werkgebäude (GVH).

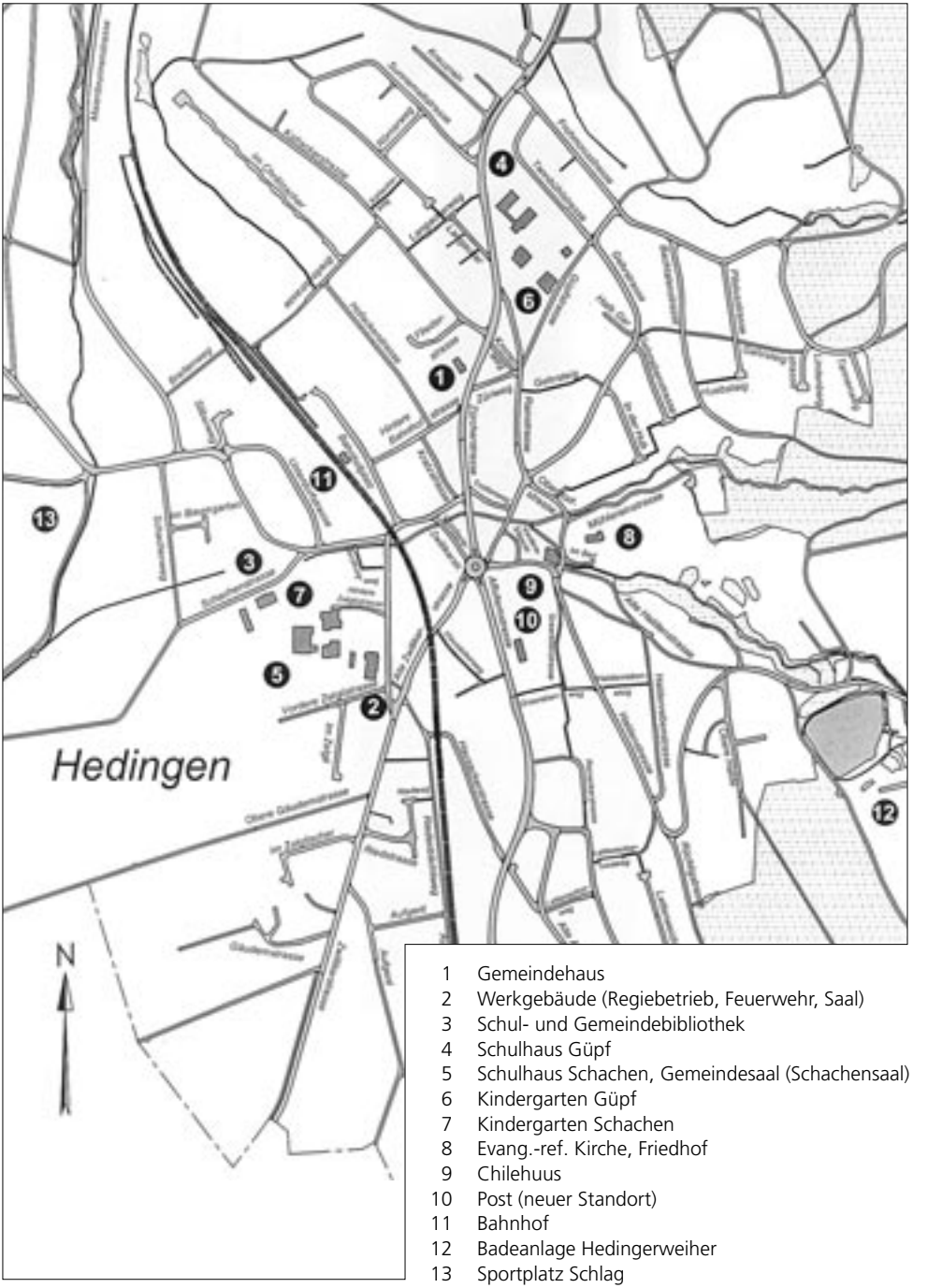
Dezember

Die baufällige Liegenschaft Zwillikerstrasse 23/Alte Zwillikerstrasse 14 wird abgebrochen.

8. Die letzte von Gemeindepräsident Ernst Jud geleitete Gemeindeversammlung kann im Rahmen der Budgetfestsetzungen den Steuerfuss um 6% auf das kantonale Mittel von 113% senken. An einem Apéro wird Ernst Jud mit grossem Applaus von der Versammlung verabschiedet. Er wird sein Amt nach sechzehnjähriger Tätigkeit Ende März 2006 dem Nachfolger übergeben. – An der Schule wird die Schulsozialarbeit ab Schuljahr 2006/2007 definitiv eingeführt.

31. Rudolf Fornaro tritt nach 15 Jahren als Feuerwehrkommandant zurück. Sein Stellvertreter, Daniel Muff, übernimmt ab 1. Januar das Kommando.

In Hedingen wohnen Ende Jahr 3182 Personen (+75).



1 Gemeindehaus
2 Werkgebäude (Regiebetrieb, Feuerwehr, Saal)
3 Schul- und Gemeindebibliothek
4 Schulhaus Güpf
5 Schulhaus Schachen, Gemeindesaal (Schachensaal)
6 Kindergarten Güpf
7 Kindergarten Schachen
8 Evang.-ref. Kirche, Friedhof
9 Chilehuus
10 Post (neuer Standort)
11 Bahnhof
12 Badeanlage Hedingerweiher
13 Sportplatz Schlag